Sonnenfeld

Volksgeschichten

aus dem

Schwarzbuben-Land

von

Franz von Sonnenfeld.

Basel,
Schweighauser'sche Verlags-Buchhandlung.
1858.

Volksgeschichten

aus dem

Schwarzbuben-Land

von

Franz von Sonnenfeld.

Basel,
Schweighauser'sche Verlags-Buchhandlung.
1858.

Inhalt.

Der Reininger.

Erstes Kapitel.

Der Heuet.

Es war im Heuet. Schon am frühen Morgen wurde es in dem stillen Dörfchen lebendig. Bevor noch im Osten der Tag zu grauen begann, schritten die Mäder pfeifend oder plaudernd, die blanken Sensen auf der Schulter aus demselben hinaus auf die Wiesen. Und nun begann ein wahrer Wettkampf: die Sensen rasten in weitausgeholten Zügen durch das üppige, reichlich bethaute Gras; ein Mäder wollte dem andern zuvorkommen; Jeder strebte eifrigst dahin, am hellen Morgen, wenn die Mädchen mit dem Frühstück kämen, als Vormäher der Gegenstand aufmerksamer Huldigung zu sein.

So hielten es wenigstens Reiningers Mäder, welche heute zu Sechsen ausgezogen waren. Mit allem Rasen und Hasten gelang es wohl dem Einen und Andern, den Königsberger zu überholen, der sich indeß nicht aus seinem gleichmäßigen Takte bringen ließ. Allein Keiner konnte sich lange seines Sieges freuen, weil Keiner des Königsbergers geübte und gestählte Muskelkraft besaß, mit der er gemessen, aber nachhaltig und unermüdlich die Sense schwang. Wenn die Strahlen der Morgensonne das Thau von dem Grase wegzulecken begannen, so konnte man den übrigen Taglöhnern schon

etwelche Müdigkeit anmerken; sie standen dann nicht mehr in gleicher Entfernung in Reih' und Glied, sondern der Eine an dem, der Andere an jenem Ende der Wiese — in sich gekehrt, kleinlaut, seufzend, vielleicht auch heimlich fluchend: während der Königsberger drauf loshieb, als wollte er heute noch die sämmtlichen Wiesen des ganzen Dorfes rasiren. Dabei war er stets munter wie ein Fohlen und sang so lustig wie ein Vogel.

Seine Arme hatten aber auch eine gute Schule durchgemacht. Der Sohn eines Schmiedes, mußte er schon frühzeitig den Hammer schwingen lernen, den er nun als Meister seines Handwerks am kräftigsten zu handhaben wußte. Die übrigen Taglöhner dagegen waren meistens Weber, deren Beschäftigung in den feuchten Kellern ihres Dorfes nicht besonders geeignet war, die Muskeln zu kräftigen und die Nerven zu stärken. Die größte Zahl der männlichen Einwohner des Dorfes verhockte die schönste Zeit ihres Lebens auf dem Webstuhle und lag jener Industrie ob, welche den zwilchenen und leinenen Hausbedarf für die bäuerlichen Familien der Umgegend lieferte, eine Industrie, deren Ausübung die Fäden und Nervenstränge des menschlichen Gehirns nicht mehr belästigte als sie Knochen und Muskeln in Anspruch nahm und einer gesunden Mischung und Circulation der Säfte förderlich war.

Andere Taglöhner als solche aus unserm Dorfe wußte aber dieß Jahr der Reininger sonst von nirgendswoher aufzutreiben, und um zur rechten Zeit sein Heu von seinen vielen Wiesen in's Trockene zu bringen, war er genöthigt, die Zuflucht zu solchen zu nehmen, die leider nicht die besten Landarbeiter waren oder denen er sonst nicht besonders hold war.

Zu den Letztern gehörte der Königsberger. Zwar als geschickter, kräftiger und unermüdlicher Arbeiter war er dem Reininger schon willkommen, aber dieser haßte ihn als einen „Freischäärler" und ließ sich nur ungern dazu herbei, seine Dienste für den Heuet in Anspruch zu nehmen. Der Königsberger seinerseits hatte gerade jetzt in seiner Schmiede außerordentlich viel zu thun, indem er außer den gewöhnlichen Schmiedarbeiten täglich Sensen zu Dutzenden dengeln sollte: so daß auch er nur ungern dem Wunsche Reiningers folgte. Doch fühlte er wieder so eine Art Schadenfreude darüber, daß dieser fanatisirte Freischaarenhasser um seine Dienste warb. Er sagte zu und erfüllte wacker seine Pflicht.

Als die Sonne schon ziemlich hoch am Himmel stand, kam über das grüne Feld her Reiningers Tochter, Regina, mit der Magd, die in einem großen Korbe die schwere Last des Frühstücks trug. Beide Mädchen waren in leichtes Sommerzeug gekleidet, die kräftigen, von der Sonne gebräunten Arme bis hinter die Ellbögen entblößt; den Oberarm zierte der blendend weiße bauschige Hemdärmel; ein gleich weißes percalenes Kopftuch schützte die gesunden, muntern, runden Gesichter vor den Strahlen der Sonne. Nicht ohne gewissen Anstand hielten beide Heugabel und Rechen auf der rechten Schulter; denn nun galt es, zunächst die mächtigen Schwaden der sechs Mäder zu zetteln, zu kehren, zu schörlen, zusammenzumachen und wie die Arbeiten der regelrecht betriebenen Heuernte alle heißen.

Die Ankunft der beiden Mädchen war für Reiningers Mäder aus verschiedenen Gründen ein herzerfreuendes Ereigniß. Fünfen von ihnen lachte vorzüglich das Herz bei dem Anblick des inhalt-

reichen Korbes, während sonst nicht alle Mannspersonen besondere Freunde von Körben sind. Matt und ermüdet lehnten sie sich auf den „Worb" ihrer Sensen und harrten mit Sehnsucht der Dinge' die da kommen sollten. Der Königsberger dagegen mähte mit beharrlichem Fleiße fort, und erst als die Mädchen fast ganz in der Nähe waren, bemerkte er jubelnden Herzens dieselben. Nun hob er die glitzernde Sense aus den Wellen des Grases, wischte dieselbe mit einem grünen Grasbüschel ab und mit einer unübertrefflichen Sicherheit ließ er den feinkörnigen Wetzstein hüben und drüben von rechts nach links über die scharfe Schneide gleiten, daß es einen taktmäßigen, lustigen Klang gab.

„Der kann's!" sagte kaum hörbar Regina zur Magd.

Aber noch einmal wetzte der Königsberger die Sense, dießmal aber bloß deßhalb, damit sie ihm als Musik-Instrument, als eine Art begleitender Geige diene zu folgenden Versen, die er den Mädchen neckend entgegensang:

„Fahr' ufe, fahr' abe,
Fahr' Laufeburg zue,
Und s'Reiningers Meitli
Hei Löcher im Schue.

Fahr' ufe, fahr' abe,
Der Zucker isch süeß,
Und s'Reiningers Meitli
Hei ganz chrummi Füeß."

Und nun mähte er wieder kräftig darauf los, während die Mädchen lachend unter einem Weidenbaum den Korb abgestellt hatten. Ungerufen hatten sich fünf der Mäder dort eingefunden und bereit'

willig im Kreise gelagert. Der Königsberger ließ sich zuerst dazu auffordern, bevor er kam.

Nachdem ein weißes Tischtuch über den grünen Boden gebreitet, Messer und Löffel aus dem Korbe vertheilt waren, stellte die Magd einen schweren großen Napf Mehlsuppe, so groß wie ein Taufstein, auf das Tuch. Demselben folgte ein Laib Brod, nicht kleiner als ein mittelmäßiger Schleifstein. Der Laib wurde sofort entzwei geschnitten und jeder Mäder mit einem erklecklichen Bissen Brod versehen. Alle ergriffen nun die Löffel, um den See dieser Glieder stärkenden Mehlsuppe auszuschöpfen. Unsere fünf bekannten Mäder hantirten bereits rechtschaffen und ohne in ihrem Wetteifer zu erkalten, um den Napf herum, während es Einem fast vorkommen wollte, als spiele der Königsberger bei diesem ländlichen Frühstück den Schüchternen.

„He, Vormäder, zugegriffen! Es gehört sich, daß du auch beim Essen der Erste und Wackerste bist, nicht nur beim Schaffen", ermuthigte Regina.

„Sei ohne Sorge für mich, ich komm' nicht zu kurz", erwiederte der Königsberger gelassen. —

Wie die Suppe ausgeschöpft war, wurde aus einem mächtigen Weinkruge eingeschenkt. Regina reichte das erste Glas dem Königsberger, der dasselbe ohne viele Complimente leerte. Auch das folgende zweite reichte ihm Regina, denn dem Vormäder gebühre wie billig und recht eine Auszeichnung, wenn er gleich so „schimpfliche" Lieder singe.

„Ist es denn nicht wahr, was im Lied steht?" fragte der Königsberger und griff — ländlich sittlich! — nach den Füssen der im Grase sitzenden Tochter Reiningers.

Aber diese verstand nur bis zu einer gewissen Gränze Spaß. Bevor der Königsberger untersuchen konnte, ob Regina „ganz chrummi Füeß“ habe, hatte er von dieser eine so tüchtige Maulschelle weggekriegt, daß sein grauer, breiter Freischäärler-Hut weit davon flog.

„Das ist für die „„chrumme Füeß““, sagte sie, sprang auf und ließ sich etwas abseits vom Königsberger nieder, indem sie sang:

„Wenn i scho, wenn i scho kei Herrevogel bi,
Bin i doch, bin i doch kei Spatz.“

Alles lachte; Regina fuhr in ihrem Geschäft des Einschenkens munter fort; das volle Glas machte die Runde im Kreise der durstigen Mäder. Als die Reihe abermals an den Königsberger kam, füllte ihm Regina, obgleich sie mit ihm auf Kriegsfuß stand, sein Glas wieder zweimal, was der kräftige Bursche ohne Schmollen geschehen ließ.

Als der Krug leer war, ging es wieder frisch an die Arbeit. Die Mäder hatten noch ein kleines Stück von der Wiese abzumähen. Die Mädchen zettelten die Schwaden. Mit ihren Gabeln hoben sie ganze Wolken von Gras in die Höhe, die sich in einen grünen Regen auflösten und dünn und breit wieder zur Erde fielen. Wie die Wiese abgemäht war, vertauschten auch die Mäder ihre Sensen mit den Gabeln und halfen den Mädchen zetteln. Bald lag der ganze Ertrag der Matte in gleichmäßiger Decke über dieselbe gebreitet, verwelkend unter den heißen Strahlen der Sonne, aber kräftig duftend und dem Vieh eine köstliche Nahrung verheißend.

Dieselbe Sonne, die das Heu so prächtig dörrte, übte nicht minder ihre Macht auf die Heuer. Sie waren sämmtlich wie im

Schweiße gebadet, und eine ungewöhnliche Schwüle senkte sich wie Blei in ihre Glieder. Es ging gegen Mittag, als sie ihr Geschäft vollendet und sich ins Dorf zum Mittagessen begeben wollten. Gegen Süden stiegen jene verdächtigen weißen Wolken auf, die sich immer mehr zur Gestalt der schweizerischen Schneegebirge emporthürmten und die gewöhnlich gefährliche Gewitter in ihrem Schooße bergen. Immer massenhafter ballten, immer größer blähten sie sich auf, so daß die Heuer unschlüssig zu werden anfingen, ob sie nach Hause gehen oder hier bleiben sollten, um vor dem drohenden Gewitter in Sicherheit zu bringen, was in Sicherheit zu bringen war. Aus ihrer Unschlüssigkeit sollten sie bald erlöst sein. Ueber das Feld her kam der Reininger und sein Knecht mit dem stattlichen Zug daher gesprengt Zwei aneinander gehängte Leiterwagen wurden rasselnd von den gallopirenden Pferden gezogen, daß der Bindbaum zuweilen hochaufsprang und die Windenbrettlein unbändig klapperten. Schon von Weitem winkte der Reininger seinen Leuten zu, sich auf eine andere Wiese zu begeben, die dann auch nicht säumten, zur selben Zeit mit dem dahinfliegenden Gespann dort anzukommen.

Der Reininger, bald dahin, bald dorthin springend, trieb seine Leute zur größten Eile an. Das dürre Heu wurde schnell auf Haufen gescharrt und auf beide Wagen zugleich geladen. Der Reininger selber stand auf dem einen, sein Knecht auf dem andern, den kunstvollen Bau der Ladung bewerkstelligend. Es waren mächtige Heuwellen, die von hüben und drüben auf die beiden Wagen gereicht, von Meister und Knecht in hastiger Thätigkeit bewältigt, hinten und vornen in regelrechten Wogen, sich bindend und mit

einander verschmelzend, aufgethürmt und in der Mitte in behaglicher Breite zu einem großen Bauche ausgedehnt und aufgeschichtet wurden.

Einen Heuwagen regelrecht zu laden, gehört Kunst und Uebung dazu. Trotz der Eile, mit der das Werk betrieben werden mußte, gelang es dennoch der Kunst von Meister und Knecht, auf die beiden Wagen eine ungeheure Last dürren Futters zu thürmen und den Ertrag einer ansehnlichen Wiesenstrecke flott zu machen. Unterdessen hatte sich der Himmel verdunkelt, in der Ferne brummte der Donner, einzelne Regentropfen fielen, man eilte nach Hause; doch bevor man das Dorf erreicht hatte, rauschte ein so ausgiebiger Regen hernieder, daß in einem Augenblick kein trockener Faden an sämmtlichen Heuern und Heuerinnen sich mehr vorfand. Allein das Heu war geladen, war unterwegs nach Hause und daß das obenaufliegende etwas naß wurde, konnte der Reininger schon verschmerzen, war ja doch die Hauptsache im Trockenen.

Zu Hause angekommen, wurde schnell zu Mittag gespeist und dann ging's in die Scheune an's Abladen.

Das Gewitter hatte sich bald wieder verzogen, der Himmel sich wieder aufgeklärt, so daß man die Arbeiten der Heuernte noch denselben Nachmittag auf den Wiesen wieder fortsetzen konnte. Die Schwüle des Tages war etwas gemildert und bis zum späten Abend regte sich auf den Matten von hundert und aber hundert Händen eine frische, muntere Thätigkeit.

Spät kehrt man im Heuet gewöhnlich von der Arbeit zurück. Ohne Säumen legt man sich dann ermüdet zur Ruhe, um am Morgen früh wieder bei der Hand zu sein.

Eine mondhelle Nacht lag über unserm Dörfchen. Alles menschliche Weben und Leben schien ausgestorben zu sein, so stille war es; nur ein Bauer dengelte noch die Sense; sonst vernahm man nichts als das einförmige Rauschen der Brunnröhren, das Zirpen der Grashüpfer und den merkwürdig melancholischen, zuweilen an Metall erinnernden Ton, den die Unken in den Mistlachen hören ließen.

Aber der Mann, der die Sense dengelte, war nicht der einzige, der noch wachte.

Reiningers Scheune schließt sich unmittelbar an das Wohnhaus, das auf seiner Rückseite mit derselben durch eine sogenannte Laube verbunden ist. Gegen diese Laube hin ging Regina's Kämmerlein und hier — wachte noch die Liebe!

Der Königsberger war noch nicht so müde geworden, daß er nicht mehr die Laube erklimmen und sich nicht mehr Eingang in Regina's Kämmerlein hätte verschaffen können; und auch Regina schien noch nicht besonders schläfrig zu sein, wenigstens kosten die beiden so vergnügt, so seelenfroh und seeleninnig, als ob für sie die Nacht nicht vorhanden wäre, die Aller Mund und Augen schließt.

Es war schon sehr spät.

Aber auch der Reininger wachte noch. Es war seine Gewohnheit, zuerst alle seine Leute in's Bett gehen zu lassen und dann noch in Haus und Scheuer und 'Stall und Hof die Runde zu machen, um nachzusehen, ob nirgends was Ungrades, das Vieh ordentlich gefüttert und Alles gehörig abgeschlossen sei.

Auch heute machte er wieder seinen gewöhnlichen Rundgang. Der Mond leuchtete hell und schnitt ein außerordentlich schiefes,

verschmitztes Gesicht, so daß den immer ernsten Reininger, wie er im Hofe stand und spekulirend nach dem Wetter ausschaute, fast ein Lächeln anwandeln wollte.

Auf einmal erblickte er eine Gestalt, die von seinem Hause weg durch den Grasgarten hinlief. „Ein Dieb!“ dachte Reininger und setzte ihr nach.

Aber plötzlich blieb er stehen wie vom Donner gerührt. Er hatte den Königsberger erkannt und blitzschnell ging ihm ein Licht auf: ja wohl war es ein Dieb, der auf nichts Geringeres ausging, als dem Reininger seine Tochter zu rauben!

Die ganze Wuth seiner Empfindung ballte er in die hastig halblaut ausgestoßenen Worte: „Chaib! Chaib! Chaib!“

Zweites Kapitel.

Der Reininger und die Seinen.

Der Reininger machte den andern Morgen ein bitterböses Gesicht, und so freundlich ihm seine Frau auch den Kaffee vorsetzte, kaum würdigte er sie eines Blickes.

„Aber um's Himmels willen, was ist das? Was hast denn?“ fragte sie in erschrockener Theilnahme.

„Laß mich!“ gab er kurz angebunden zur Antwort und verließ die Stube.

Nicht lange so polterte er wieder herein und sagte zu der Frau, sie solle den Königsberger, der schon wieder mit den übrigen Taglöhnern sich auf den Matten befand, sogleich wie er heim zum Frühstück komme, entlassen und ausbezahlen.

„Warum ich? Das ist ja deine Sache! Und warum jetzt, mitten im Heuet, den besten Arbeiter entlassen?“ entgegnete sie.

„Hast schon gehört!“ erwiderte er und verließ wieder die Stube.

Die gute Frau dachte hin und her, was wohl vorgefallen sein möge, daß der Reininger gerade jetzt und durch sie den wackersten und unermüdlichsten Heuer entlassen wolle. Der Königsberger hat gewiß auf die Jesuiten und die Luzerner Regierung geschimpft; das wird meinen Mann in Harnisch gebracht haben und darüber wird

er sich nun heimlich ärgern — so erklärte sich die verständige Frau Reininger die Sache.

Wie der Königsberger mit den übrigen Taglöhnern zum Frühstück kam, war er munter und guter Dinge wie gewöhnlich. Nach dem Essen hieß sie ihn ein wenig warten und nachdem die andern Taglöhner die Stube verlassen hatten, sagte sie ihm, daß sie ihn nun wohl entbehren könnten, da die Hauptsache im Heuet gethan sei und sie ihn seinen dringenden Arbeiten nicht länger entziehen möchten

Diese friedliche und freundliche Dienstentlassung — Frau Reininger war dem Königsberger stets gut und gab ihm dies auch in Wort und Mienen zu erkennen — war dem Letztern sehr erwünscht, da sich seine Arbeiten in der letzten Zeit außerordentlich gehäuft hatten. So wenig als Frau Reininger hatte er eine Ahnung davon, daß seine Liebe zu Regina die Ursache von Reiningers verstärktem Haß auf ihn sei. Wie er seinen Taglohn empfangen hatte, verließ er arglos Reiningers Haus.

Auch Regina dachte nicht daran, daß ihr Verhältniß mit dem Königsberger von ihrem Vater entdeckt worden sei.

Auf Reiningers Stirn aber thronte mehrere Tage lang die finsterste Wolke und aus seinen Augen schossen zuweilen Blitze, die speziell auf Regina gerichtet schienen. Kaum sprach er mehr ein Wort mit den Seinen. Dagegen unterhielt er sich wieder angelegentlicher als je mit dem Rüttihans, wenn er ihn auf der Straße oder auf dem Felde traf. Der Rüttihans war der größte Politiker des Dorfes; er hielt die Luzerner Staatszeitung und wußte durch diese und seine Verbindungen, die er mit den Anhängern der jesuitisch gesinnten Partei unterhielt, stets das Neueste, was er

angemessen an Mann zu bringen, Beredsamkeit und Phantasie genug besaß. Schimpfte er recht gewaltig auf die Freischäärler, mit welchem Namen Jeder bezeichnet wurde, der sich zur liberalen Partei zählte, so erheiterte sich auf Augenblicke wieder Reiningers finsteres Antlitz und sein sonst so schweigsamer Mund öffnete sich dann, um in die gräßlichsten Verwünschungen, womit der Rüttihans die Freischäärler bedachte, mit seinem kurzen: „Chaib! Chaib! Chaib!“ einzustimmen. —

Der Reininger war überhaupt eine Natur eigener Art. Frühe schon hatte er seine Eltern verloren und kam dann als armer Knabe zu fremden Leuten. Von diesen wurde er nicht erzogen, sondern als Werkzeug behandelt. Der Kühstall war seine Schule. Von Morgen früh bis in den späten Abend mußte er unaufhörlich arbeiten, und je älter und stärker er wurde, um so anhaltender und angestrengter vermehrte sich die Arbeit. Sein Lohn war gering. Von den Freuden, die auch dem ärmsten Kinde, welches doch einen Vater oder eine Mutter sein nennen kann, zu Theil werden, wußte er nichts. Stall und Scheune waren größtentheils sein Aufenthalt; auch die Freude wurde ihm selten zu Theil, in dem grünen Wald, auf der blumigen Flur oder auf dem sonnenhellen Felde zu weilen, wo das Herz des Kindes ahnungsvoll aufgeht. Auf solche Weise wurde Reiningers Gemüth frühzeitig verbittert, vergrimmt und verstimmt. Es paßte auch zu dieser Vernachläßigung seiner Erziehung, wenn er in der Christenlehre und in der Kirche von der Religion weiter nichts vernahm, als wie es in Himmel, Hölle und Fegfeuer aussehe, wie viele Seelen schon verdammt und wie wenige selig geworden seien.

So bildete sich bei ihm nach und nach der vollständigste Egoismus, der durch die strengste Gewöhnung an die Arbeit auf das werkthätigste unterstützt wurde. Seinen Lohn sparte er sorgfältig zusammen und als sechzehnjähriger Knabe schon nützte er den Vortheil, bei einem Senn als Knecht ein günstigeres Unterkommen zu finden.

Dem unermüdlichen Arbeiter konnte bald das Wichtigste der Geschäfte anvertraut werden, namentlich was Einkauf und Verkauf von Vieh, Futter, Milch, Käse, Butter u. s. w. anbetraf. Und bei solchen Geschäften war es dann, daß Reininger auch für seinen Sack ein Profitchen zu machen verstand. Diese vielen Profitchen zusammen aber setzten ihn nach einigen Jahren schon in den Stand, als selbstständiger Bauer aufzutreten.

Er kaufte in unserm Dorfe einige Aecker und Wiesen und gründete sich einen kleinen Viehstand. Das Bewußtsein, von nun an sein eigener Herr zu sein, stärkte die Spannkraft seines Willens, die Zähigkeit seiner Nerven und die Ausdauer seiner Muskeln nur noch mehr. Unablässig war er um die Vermehrung und Verbesserung seines Besitzthumes besorgt. Er war der früheste, der in unserm Dorfe aufstand, und der späteste, der sich niederlegte. Und als ob jede Zeit ihm viel zu kurz zugemessen sei, verrichtete er alle seine Arbeiten in der hastigsten Eile; gieng es auf das Feld oder von dem Feld, so schlug er immer den Geschwindschritt an; tränkte er seine Pferde, so mußten sie den Weg zum und vom Brunnen stets im Trab zurücklegen. Weder Kälte noch Hitze vermochten seinem angespannten Fleiß etwas anzuhaben, und wenn es oft Wetter war, daß man keinen Hund hinausschicken mochte: der Reininger ließ sich dadurch nicht abhalten, auf Feld und Wiesen herumzuhantiren.

Eine vorzügliche Aufmerksamkeit schenkte er der Wiesenkultur, um seinen Viehstand immer einträglicher zu machen. Im Herbst und Frühling hüpfte er unermüdlich auf den Wiesen umher, um seine Stücke zu bewässern. Zu diesem Geschäft gehörte List und Behendigkeit. Hatte ein Bauer, der vor dem Reininger das Vorrecht des Bewässerns besaß, den schlammigen fetten Bach richtig auf seine Wiese geleitet, hatte er da ausgeharrt, bis dieselbe unter Wasser gesetzt war und hatte er endlich den Reininger mit langer Nase nach Hause laufen gesehen: dann hob auch er in der sichern Voraussicht, daß die ganze Nacht über der Bach nur seine Matte tränken werde, die Spate bedächtig auf die Achsel und wandelte dem Dorfe zu. Guter Mann! Noch sitzest du nicht hinter dem Tisch bei der warmen Suppe und schon ist der Reininger wieder auf den Wiesen, hat dein Wuhr aufgezogen und nun rauscht die hoch aufgestaute Fluth lustig hinunter auf Reiningers Wiese und zieht sich aus den Gräben und Gräbchen der deinigen gänzlich zurück, um die ganze Nacht über wie der fruchtbringende Nil Reiningers Grundstück zu bewässern.

Es war in unserm Dorfe eine althergebrachte Sitte, daß, wenn am Samstag der letzte Schlag der Englischgrußglocke verhallt war, das Geschäft des Wässerns nicht mehr fortgesetzt werden sollte. Wer jetzt das Wasser auf seine Wiese geleitet hatte, dem durfte weder von einem Bevorrechteten die segenbringende Quelle verstopft, noch von einem andern Mattenbesitzer entzogen werden; bis am Montag blieb nun sein Recht des Bewässerns ein unantastbares und heiliges. Der Reininger aber stand am Sonntag um Mitternacht auf, warf einen Kornsack schützend und wärmend über die Schultern und eilte mit seiner Rütthaue auf die Wiesen. Nachdem er nun

auf seinen Grundstücken die Wuhren gehörig verstopft, machte er seinen Gang bachaufwärts und wie er durch die stille Nacht die Glocke zwölf Uhr tönen hörte, zog er alle herabgelassenen Schutzbretter, die er antraf, auf oder schlug diejenigen, die der Kraft seiner Hände sich nicht fügen wollten, polternd mit der Rütthaue ein, so daß denn oft von zwanzig und noch mehr Stück Matten mächtige Fluthen des Reiningers eigene Wiesen unter Wasser setzten. Wenn im Dorfe noch Alles unter der warmen Bettdecke schnarchte, kam dann unser Reininger schon von einem sehr nützlichen Geschäfte zurück. —

In der Brust dieses schweigsamen, verschlossenen, Tag und Nacht nur auf seinen Eigennutz bedachten Mannes regte sich doch auch etwas, das wir sonderbarerweise fast Liebe nennen möchten. In einem Nachbardorfe lebte eine gar prächtige und gemüthvolle Tochter, das schönste und freundlichste Kind von der Welt. Sie war gegen Jedermann gut und nie hatte man sie ein nachtheiliges Wort gegen Jemand sagen hören. Wo sie durch Rath oder That Gutes thun konnte, sparte sie es gewiß nicht. Ihr ganzes Wesen hatte sich liebevoll gegen alle Menschen erschlossen und insofern war sie das pure Gegentheil zu Reininger. Und dennoch liebte sie Reininger und dennoch erwiederte sie seine Liebe. Zwar besaß sie ein nicht zu verachtendes Vermögen; aber zur Ehre Reiningers müssen wir es sagen, daß es aufrichtige Zuneigung zu ihrer Person war, die in seinem Herzen Platz gegriffen hatte. Es bleibt eben doch wahr: so weit Menschen leben, schlagen menschliche Herzen und die auch noch so lange unterdrückte heilige Empfindung blüht auf, sobald sie der rechte Sonnenstrahl trifft. Auch der Reininger war nun

mit seinem so schroffen, kalten Wesen in die beseligende Sonnenwärme gerückt und mit seiner Verheirathung trat in seinem Leben ein günstiger Wendepunkt ein.

Seine Ehe mit der Tochter aus dem Nachbarsorte war eine glückliche. Schon nach Verfluß eines Jahres gebar ihm seine Frau ein munteres, gesundes Mädchen. Und wie das gewonnene Heirathsgut, mehrjähriger glücklicher Erntesegen und fortwährender unermüdlicher Fleiß des Reiningers Wohlstand überraschend schnell vermehrten, so kam auch mehrere Jahre nach einander seine Frau in gesegnete Umstände und schenkte ihm nach und nach eine erkleckliche Anzahl lärmender Kinder. So wuchs mit der Zahl seiner Aecker und Wiesen die Zahl seiner Familienglieder, und befriedigten jene Reiningers spekulirenden Eigennutz, so erfüllte ihn das aufblühende Leben der Seinen mit einem Gefühl der Wonne, von dem er früher keinen Begriff gehabt hatte. Kein Mensch kümmerte sich früher um ihn, sein Leid oder seine Freude, er war eigentlich heimathlos; jetzt erst hatte er eine Heimath, jetzt erst stand nicht bloß sein Arm und sein Denken im Zusammenhang der Dinge, sondern auch sein Herz war nicht mehr vereinzelt; es hatte sich verschenkt, um doppelt zu gewinnen; ein geheimnißvolles Band knüpfte es an eine liebe Gattin und liebe Kinder; die Pulsschläge seines Lebens erhielten erst jetzt ihre höhere Weihe, sein unaufhörlicher Fleiß erst jetzt seine rechte Bedeutung.

Daß aber aus Saulus sogleich ein Paulus geworden wäre, muß man nicht glauben. Es ist wahr: es gieng nun dem Reininger ein Licht auf über das Warum des menschlichen Daseins; aus dem Fels seines Herzens hatte der mosaische Zauberstab der Ehe den

frisch sprudelnden Quell die Familienliebe gelockt — aber nur um die Seinen bekümmerte er sich, nur für ihre Verhältnisse hatte er Verständniß, Gefühl, Theilnahme und Liebe; die andern Menschen dagegen existirten für ihn eigentlich gar nicht, oder er glaubte sie, wenn er mit ihnen in Berührung kam, als Sachen behandeln zu müssen, wie auch er einst behandelt worden war. Selten konnten es daher Dienstboten lange bei ihm aushalten und wenn man ihm auch nachsagen mußte, daß er im Grunde ein rechtlicher Mann sei, so hatten doch diejenigen Bauern, die Aecker neben den seinigen besaßen, immer und immer darüber zu klagen, daß seine Pflugschar ungescheut sich Uebergriffe in ihr Gebiet erlaube.

Seine Kinder hatten von ihm Fertigkeit und Fleiß, von der Mutter aber die schönen Tugenden ihres Herzens geerbt. Sorgte der Vater unabläßig dafür, daß sie einst ein ordentliches Besitzthum das ihrige nennen konnten, so war die Mutter mit jener umsichtigen Liebe auf ihre Erziehung bedacht, welche zuweilen eine sehr entschiedene und unwidersprechliche Strenge nicht ausschloß. Sie hielt in Allem auf die genaueste Ordnung; keine Kinder besuchten die Schule regelmäßiger, und machten ihre Aufgaben fleißiger, als die Reiningers; keine waren sauberer gewaschen und kamen anständiger gekleidet daher als sie. Daß sie in allem wahr wären, darüber wachte die gute Mutter auf's Sorgfältigste und brachte es denn auch dahin, daß die Wahrheit bei den Kindern als etwas sich von selbst verstehendes galt; nicht nur entweihten sie ihren Mund nie durch eine Lüge; auch in ihrem Fühlen und Denken, in ihrem Anschauen und Begreifen gaben sie sich wie sie waren, offen und natürlich. Auch die leidige Untugend, die man bei so vielen Kindern

bemerkt, daß sie nämlich durch Schreien oder Schmeicheln bei ihren Eltern etwas zu erzwingen oder zu erbetteln pflegen, ließ Frau Reininger bei den ihrigen nicht aufkommen. Hatte sie einmal etwas verweigert oder zugesagt, so blieb's dabei: das wußten die Kinder und gaben sich deßhalb nicht mehr die Mühe, so oder so auf den Entschluß der Mutter einzuwirken.

Reiningers Kinder waren, wie das gewöhnlich in allen Familien der Fall ist, nicht alle gleich geartet: Frau Reininger wußte nun mit feinem Sinn die Eigenthümlichkeit eines jeden wahrzunehmen und ihre Erziehungsgrundsätze demgemäß anzuwenden. So kam hier der traurige Fall, der in Familien von vielen Kindern sich nicht selten zu ereignen pflegt, daß das eine oder das andere Kind wie man sagt „ausartet", glücklicherweise nicht vor und die ganze Schaar wuchs wohlgestaltet und gut erzogen auf — den Eltern zur Freude, der Gemeinde zum Vorbild.

Die strenge Ordnung in der Erziehung, die ja nur aus der ächten Liebe selber entsprang, ward reichlich aufgewogen durch die vielen Freuden die das Mutterherz jahraus jahrein den Kindern bereitete. Am St. Nikolaustage wurde ein jedes auf das passendste und überraschendste beschenkt; bei der Gabe fehlte nie die vergoldete Ruthe, aber auch nie die süße Torte. Die Mädchen hatten immer einen erklecklichen Vorrath von Puppen, Küchengeschirr, Bettzeug u. s. w. zum Spielen. Die Knaben trugen beim Fastnachtfeuer die größten Fackeln, am Palmtage die schönsten Palmen. Und wenn der Frühling angebrochen war, dann durften die sämmtlichen Kinder ganze Sonntagnachmittage im Walde zubringen, wo die Knaben sich Pfeifen schnitten und die Mädchen Blumen pflückten. Wie jubelten und tobten sie dann!

Aber die schönste Blume von Reiningers Kindern war Regina. Wir wissen, daß sich die Knospe zur herzerfreuenden Blüthe holder Jungfräulichkeit erschlossen hat. Sie war in jener Periode angekommen, wo sie, wie man sagen kann, Charakter gewann. Sie stellte das vollkommene Ebenbild der Mutter dar. Dasselbe liebevolle Herz, dasselbe offene Gemüth, denselben theilnehmenden Sinn an dem Wohl und Wehe anderer Menschen hatte sie, wie ihre Mutter. Nie durfte in ihrer Gegenwart Nachtheiliges von Andern geredet werden, und sollte nach gewöhnlicher Frauen- und Mädchen-Manier die Herzensgeheimnisse dieser oder jener Nachbarin debatirt, die Verhältnisse dieser oder jener Familie durchgehechelt werden, so sagte Regina: sehe doch jedes zu, wie es mit seinen eigenen Geheimnissen auskommt, oder ob nicht auch vor seiner Thüre zu kehren sei!

Es konnte nicht fehlen, daß bei dem Charakter ihres Vaters, bei dem belangreichen Umfang des Hauswesens und bei den allerlei aufkeimenden Regungen und Empfindungen des Mädchenalters Regina zuweilen auch ihre Verdrießlichkeiten und ihren gut zugemessenen Theil Kummer hatte. So theilnehmend sie aber nach fremdem Leid und Kummer forschte und denselben mit rührender Liebe zu lindern suchte, so sorgfältig verbarg sie die Widerwärtigkeiten und Betrübnisse ihres eigenen Herzens. Begegnete ihr dagegen etwas Freudiges, so war es ihr, als sollte sie es der ganzen Welt verkünden. „Es mag sein", sagte sie einmal zur Mutter, „daß es Leute giebt, die an gebrochenem Herzen sterben können; aber es giebt gewiß auch solche, die an zerplatztem Herzen sterben."

„Wie so?" fragte lachend die Mutter.

„Mußt mich recht verstehen", erwiederte Regina; „ich glaube

ein rechtschaffenes Herz kann sich nur freuen, wenn sich auch Andere freuen. Wenn sein Glück auch noch so groß ist, was soll es damit, wenn es nicht Andere auch glücklich machen kann? Und eine solche Freude und ein solches Glück, das ich in meinem Herzen eingesperrt haben müßte und nicht Andern auch mittheilen könnte, würde mir dasselbe versprengen, ich könnt's nicht aushalten."

So liebenswürdig geartet war Regina!

Sie hatte nicht, wie Claurens Mimeli, den Homer und Virgil gelesen, nicht einmal das „belletrische Ausland", wie gebildete Wirthstöchter das „belletristische" nennen, noch weniger die modernen Versemacher in Goldschnitt hatte sie gelesen, die das Boudoir unserer Stadtdamen zieren: aber wenn das lebhafteste Gefühl für Humanität, die ungetrübteste Liebe zur Wahrheit und die lauterste Bescheidenheit und Demuth die wesentlichsten Bestandtheile der Bildung sind, so kann man wohl sagen, daß unsere Regina jenen Grad der Bildung besaß, die man bei unsern sogenannten gebildeten Mädchen am hellen Tage nicht einmal mit der Diogenes-Laterne findet.

Drittes Kapitel.

Stimmungen der Zeit.

Der Rüttihans war in unserm Dorfe eine sehr einflußreiche Persönlichkeit. Mit hübschen Anlagen des Verstandes versehen, besaß er ein leeres Herz und ein erstorbenes Gemüth. Seine Einsicht in die Verhältnisse der Zeit gieng ungleich weiter als die eines andern Dorfbewohners. Die Luzerner Staatszeitung las er mit ziemlichem Verständniß und die Jesuitenpartei hatte an ihm ein Werkzeug, das gelegentlich gut zu gebrauchen war. Daß er dieser Partei angehörte, war bei ihm natürlich nicht Herzenssache. In den dreißiger Jahren war er ein eifriger Parteigänger des Liberalismus, der so siegreich in allen Kantonen der Schweiz die bürgerliche Rechtsgleichheit durchsetzte. Da aber Rüttihans damals die gehoffte Fruchtschaffnerstelle nicht erhielt, so kehrte er dem triumphirenden Liberalismus einfach den Rücken und warf sich der „ecclesia pressa“, wie die ultramontane Partei die kirchlichen Verhältnisse der katholischen Schweiz zu benennen beliebte, in die Arme. Wo es nun fortan gegen die liberale Regierung etwas zu konspiriren gab, war er dabei — anfänglich ohne alle Hoffnung auf irgend einen Erfolg, bis nach Aufhebung der aargauischen Klöster die Fahne der Religionsgefahr an allen Ecken und Enden der katholi-

schen Kantone aufgepflanzt wurde und die Partei der Unfreiheit in ihr das gemeinsame Panier erkannte, unter welchem sie gegen die gesunde vaterländische Entwicklung kämpfen konnte. Mit welchem Erfolg dies geschehen ist, wissen wir Alle noch.

Auch der Rüttihans war damals, wie gesagt, sehr thätig. Obgleich er früher kein besonderes Muster von Frömmigkeit gewesen war und sein sittlicher Lebenswandel Verschiedenes zu wünschen übrig ließ, so war nun sein drittes Wort die „katholische Religion“ und sein viertes ein Fluch auf die „protestantischen Ketzer.“ Die ganze Schweiz müsse wieder römisch-katholisch, prophezeite er, oder die „Abgefallenen“ von ihr ausgeschlossen werden. Hiemit hatte er die Idee des Sonderbundes ohne sein Wissen ausgesprochen. Fleißiger als Einer besuchte er Kirchen und Kapellen und nahm an frommen Vereinen Theil. Wenn irgendwo ein fanatischer Mönch gegen den Liberalismus oder Protestantismus losdonnerte, so trug der Rüttihans die wilden Worte von Haus zu Haus und erwies sich so als einen eifrigen Apostel der jesuitischen Religion.

Anfänglich war die Schaar seiner Anhänger keine besonders zahlreiche. Als aber nach der Niederlage der Freischaaren der jesuitische Fanatismus überall in den hellsten Flammen aufloderte und die Ohnmacht der Schweiz in der rathlosesten Verwirrung sich darstellte: da gelang es auch dem Rüttihans, die meisten seiner Mitbürger zu überreden, daß es sich von nun an nur noch darum handle, ob katholisch oder nichtkatholisch? ob man die von den Vätern ererbte Religion sich wolle nehmen lassen oder nicht? Keine Mühe war ihm zu groß, kein Mittel zu schlecht, um auch in seinem Dorfe sonderbündlerische Gesinnung zu verbreiten.

Die damalige Zeit legt ein höchst betrübendes Zeugniß dafür ab, welches namenlose Unheil die lediglich auf Eigennutz und Herrschsucht ausgehende Raffinerie des Verstandes in den Gemüthern des Volkes anrichten kann, das noch nicht die wünschenswerthe Stufe der Bildung erreicht hat. Wie die ganze Schweiz in zwei Lager getheilt war, so war auch aus sonst friedlichen Gemeinden der Geist der Eintracht und Liebe geflohen. Leute, die sich sonst in ihrem Leben nichts zu Leide gethan hatten, haßten und verfolgten sich nun; man brachte sich gegenseitig in Harnisch für nichts und aber nichts, und wenn je einmal der gesunde Verstand Licht in diese künstliche, auf lauter Sophismen gestellte, Aufregung zu bringen versuchte, so wurde er mit neuen Sophismen zum Schweigen gebracht, bis er an sich selber irre zu werden anfieng.

Auch in unserm Dorfe tobte, Dank den Bemühungen Rüttihans', die Zwietracht. Nach der Niederlage des zweiten Freischaarenzugs, die einer Niederlage des liberalen Prinzips überhaupt als gleichbedeutend betrachtet wurde, trugen die Anhänger der Jesuiten ihr Haupt besonders hoch; der Rüttihans und der rohere Theil seiner Partei riefen Allen, die sich zur liberalen Partei zählten, die rohesten Schimpfnamen nach. „Freischäärler" war noch das gelindeste, was selbst diejenigen Liberalen zu hören bekamen, die an dem unglücklichen Zuge nicht nur nicht Theil genommen, sondern sogar noch davon abgerathen hatten. Man sollte diesen Gottesläugnern und Banditen allen die Augen ausstechen, meinte der Reininger, im vertraulichen Gespräch mit Rüttihans, an dessen Grundsätzen er mit Leib und Seele hieng. Uebrigens hütete er sich, seiner Erbitterung auf die Liberalen in ihrer Gegenwart Worte zu leihen; denn ebenso

groß wie seine Erbitterung war seine Feigheit. Tränkte er aber seine Pferde und gieng ein „Liberaler“ oder „Freischäärler“ bei ihm vorbei, so verfehlte er nie, zu pusten und zu spucken wie ein wilder Kater und sein unschuldiges Pferd mit einem: „Freischäärler-Chaib, sauf!“ zu beehren.

Der Königsberger dagegen, der während seiner Wanderjahre — er war bis nach Königsberg gekommen, weßhalb er seinen Namen trug — viele Erfahrungen gesammelt hatte und dessen Geist in der Fremde geweckt worden war, sprach seine jesuitenfeindliche Gesinnung überall offen aus, was um so anerkennenswerther war, als sich nach der Freischaarenniederlage so viele sonst gutgesinnte und einsichtige Bürger hatten einschüchtern lassen. „Das muß eine schlechte Religion sein“, sagte er an einem Sonntag Abend in dem Wirthshause, wo sich namentlich viele Anhänger der Jesuitenpartei befanden, „das muß eine schlechte Religion sein, die sich nehmen, die sich stehlen läßt wie ein Stück Silber! Einem rechtschaffenen Manne kann man seine Religion nicht stehlen, aus dem sehr einfachen Grunde, weil er sie nicht im Kasten oder in der Kommode, sondern im Herzen eingeschlossen hat.“

Dieses ebenso einfache als richtige Räsonnement begriffen die Leute sogleich; auch verstand der Königsberger Vielen klar zu machen, daß Jesuitismus oder Ultramontanismus nicht gleichbedeutend sei mit Katholizismus oder Christenthum überhaupt, daß im Gegentheil der Jesuitismus eine Religion der Unfreiheit, der Ultramontanismus ein Judasverrath an unsern Gewissen und der Sonderbund eine Empörung gegen die heiligsten Interessen gemeiner Eidgenossenschaft sei. Er wußte diese Behauptung so einleuchtend

zu begründen, daß, wie gesagt, viele Bürger derselben vollkommen beizupflichten geneigt waren.

„Ihr Esel!“ schrie sie der Rüttihans an, der bald nachher in der Wirthsstube erschien, als der Königsberger fortgegangen war und sich, zuerst etwas verdutzt, die belehrende Unterhaltung des letztern hatte erzählen lassen: „Ihr Esel! wißt ihr denn nicht, daß der Königsberger zur Freischäärlerpartei gehört?“

„Aha, richtig!“ dachten die ehrsamen Männer und schlugen sich des Königsbergers Aufklärungen schnell wieder aus dem Kopf. Weil er zur Freischäärlerpartei gehörte, war also der Grund, warum seine Gründe nichts galten: in der That, der Rüttihans hatte sich mit jener Wiederlegung als keinen ungeschickten Schüler der Jesuiten erwiesen! —

Wir wissen, daß der Königsberger ein muntrer, heitrer Jüngling war. Hatte er die Woche hindurch von Morgen früh bis Abend spät den Hammer geschwungen, so war es ihm nicht zu verargen, wenn er am Sonntag auch seinen Schoppen, und vielleicht einen über den Durst hinaus trank. Das mußte aber immer in froher Gesellschaft geschehen, außerdem schmeckte ihm auch der beste Wein nicht. In solcher Gesellschaft war der Königsberger stets das belebende Element. Er hatte viele Städte gesehen und fremde Menschen kennen gelernt. Die bunten, reichen Bilder ferner Gegenden waren getreu in dem Spiegel seiner Seele haften geblieben. Er wußte daher lebhaft zu schildern und viel zu erzählen, und namentlich waren es die lustigen, tollen Streiche und Abenteuer des Handwerksburschenlebens, die immer eine sehr dankbare Zuhörerschaft fanden. Auch eine Menge Lieder hatte der Königsberger

aus der Fremde heimgebracht und jeden Sonntag unterhielt er seine Altersgenossen mit einer neuen Melodie oder einem neuen Schwank. Doch bei all seiner Ueberlegenheit an Geist und Erfahrung überhob er sich nie über seine Kameraden und so viele Jahre er auch die heimischen Laute seines Thales nicht mehr vernommen hatte: als er zurückkam redete er sofort wieder ohne allen fremdländischen Anstrich die geliebte Sprache der Mutter und seiner Kindheit. Dabei war er im höchsten Grade verträglich; aber seine Verträglichkeit war so weit von Muthlosigkeit oder Feigheit entfernt, daß er nie Jemanden, und wäre es selbst sein eigener Feind gewesen, in seiner Gegenwart Unrecht thun ließ.

Und dennoch gehörte jetzt der Königsberger in unserm Dorfe, zu solchen, die keine Religion hatten! Der Rüttihans hatte es ja gesagt und die ehrsamen Bürger mußten es nun glauben! Der Königsberger war ja ein Liberaler, ein Freischäärler (obgleich er den Freischaarenzug nicht mitgemacht hatte) und das war genug! Ja, so war die Stimmung und öffentliche Meinung des Dorfes gefälscht und vergiftet worden, daß die Ehrlichsten und Einsichtigsten unter den Anhängern von Rüttihans sagten: das müße man dem Königsberger lassen, ein grundbraver Mensch sei er, nur Schade, daß er keine Religion habe!

Man kann sich leicht denken, daß bei solchen Verhältnissen auch bei den jungen Burschen unseres Dorfes die freundschaftlichen Bande gelockert wurden. Die schönen Sonntag-Abende voll Lust und Lachen, Liedersang und Becherklang waren zu Ende und die mißtrauische, verbitterte Langeweile war an die Stelle ländlicher Sonntagsfreude getreten. In solcher Atmosphäre konnte es der Königsberger

nicht aushalten und so wanderte er denn alle Sonntagsnachmittage in das benachbarte protestantische Dorf, wo der Natur der Sache nach die Bevölkerung nicht verhetzt war wie in seiner Heimath. In dieser Nachbarschaft ließ sich mit den Leuten ein vernünftiges Wort reden; hier konnte er seine Ansichten frei aussprechen und auch wieder Ansichten vernehmen, die mit den seinigen übereinstimmten; hier endlich hatte er unter den jungen Burschen bald die besten Freunde gewonnen.

Seine Sonntagsbesuche in der protestantischen Gemeinde waren natürlich nicht geeignet, seinen Mitbürgern zu Hause eine bessere Meinung in Betreff seiner Religion beizubringen; dafür waren sie das willkommenste Wasser auf die Mühle von Rüttihans.

„Da sieht man's deutlich", sagte er eines Sonntag Abends im Wirthshause vor einer Versammlung älterer und jüngerer Männer, „da sieht man's deutlich, wo die Sache hinaus will; lutherisch und zwinglisch wollen sie uns machen, lutherisch und zwinglisch sollen wir werden. Aber bei Gott, eher sollen alle Liberalen und Freischäärler verwürgt, gehängt, gerädert und verviertheilt werden, bevor das geschieht. Sollen wir dulden, daß ein Mitbürger aus unserer Mitte uns an die Lutherischen verrathet und uns um unser ewiges Seelenheil bringt?"

„Man sollte ihm die Augen ausstechen, dem Chaib, Chaib, Chaib!" meinte in geflügelten Worten der Reininger.

„Dem werden wir schon dafür thun, ich garantire dafür", beruhigte drohend ein bewährter Haudegen, vor dessen Hackenmesser männiglich Respekt hatte; „der Königsberger soll an seine Besuche bei den lutherischen Chaiben denken!" —

Am folgenden Sonntag Nachmittag wanderte der Königsberger wieder arglos zu seinen protestantischen Nachbarn. Es war unmittelbar nach dem Heuet. Ein heißer Sommernachmittag glänzte vom hellen Himmel und lag über das grüne, zuweilen leicht bewegte Kornfeld. Es war überall sonntäglich still. Selbst in dem Erlen- und Weidengebüsch, an dem der Königsberger nun vorbei kam und welches sich an dem forellenreichen Wiesenbach dahin zog, regte sich kein Vogel; vielleicht hielten die Sänger des Waldes heute auch einen Mittagsschlaf, oder waren vielleicht auf die Kirschbäume des Dorfes eingeladen worden, um sich an der süßen, schwellenden Frucht zu sättigen. Auch der Wiesenbach floß heute stiller und geräuschloser, schläfriger und träumerischer als sonst. Es wurde dem Königsberger ganz wohlig und doch wieder so wundersam im Gemüthe. Der grinsende Kontrast zwischen dieser heiligen Sonntagsruhe in der schönen Natur und den wüsten, von wildem Fanatismus und gottvergessenen Leidenschaften beherrschten Zuständen des katholischen Volkes, gieng allmählig und unheimlich seinem Bewußtsein auf. „Dieses Otterngezücht will uns Alles rauben, was uns der gütige Himmel bescheert hat. Wir dürfen uns nicht mehr freuen an dieser Sonne, die über Protestanten und Katholiken scheint, und das Grün des Feldes, das sich in sanft fluthenden Wellen dahinzieht dort hinauf auf die Höhe bis zu dem grauen Markstein: es soll unser Auge nur bis zu diesem Grenzstein erfreuen; das jenseitige Grün ist ein protestantisches Grün, es soll verflucht sein! Das heillose Otterngezücht, das uns Luft und Freude, Ruhe und Frieden geraubt hat!"

Unter solchen Gedanken wandelte der Königsberger das Feld

hinan jenem Grenzstein entgegen, der die Gemarkung seiner Heimathgemeinde und des protestantischen Dorfes schied. Noch hatte er denselben nicht erreicht, als er auf einmal hart hinter sich Schritte hörte. Er wandte sich um und vor ihm stand zu seinem nicht geringen Erstaunen der Rüttihans und jener Haudegen, von dem oben die Rede gewesen war. Der Rüttihans grüßte dieß Mal den Königsberger außerordentlich freundlich, während sein Begleiter verschmitzt lächelte.

„Es macht warm heut“, sagte der Rüttihans, „durstig Wetter; e Schoppe rothe möcht' nüt schade.“

„Ich könnt's mit zwei Schoppe aufnehme, wenn's sein müßt'“, erwiederte der Königsberger.

„In welchem Wirthshaus werdet Ihr einkehre, im Ochse oder im Löwen?“ fragte der Rüttihans.

„In keinem von beiden“, antwortete der Gefragte, „ich habe Geschäfte beim Gemeindspräsident, der auch einen nicht zu verachtenden Tropfen in seinem Keller hat.“

„Ihr werdet doch nachher auch noch eine Flasche mit uns trinken, sonst müßten wir ja denken, Ihr würdet uns, Eure eigenen Mitbürger und Religionsgenossen, verachten.“

„Ich weiß ja nicht einmal, wo Ihr einkehrt?“ warf der Königsberger ein.

„Im Ochsen!“ erwiederte der Rüttihans; „also Ihr kommt? wir zählen darauf.“

„Will sehen.“

Die drei Wanderer hatten nun das protestantische Nachbarsdorf beinahe erreicht. Der Königsberger schlug einen Fußweg durch einen Grasgarten ein, während die beiden andern dem

Ochsen zu wandelten. Wenn Rüttihans je in seinem Leben auf das schmählichste Freundschaft geheuchelt hatte, so war es dies Mal. Sein und seines Begleiters Sonntagsausflug in das protestantische Nachbardorf galt allerdings dem Königsberger, aber nicht um ihm Freundschaft zu erweisen, sondern denselben heimtückisch anzufallen und ihn mindestens tüchtig durchzuprügeln. Der Plan war der: Man wollte im Wirthshause bis in die Nacht hinein lustig zechen und den Königsberger wo möglich betrunken machen. Dann wollten die Beiden mit ihm nach Hause gehen. Unterwegs sollte die Frage des Tages, die Jesuitenangelegenheit, aufs Tapet gebracht werden. Für eine heftige, hitzige Debatte, die schließlich zu gegenseitigen Grobheiten und Beschimpfungen führe, übernahm Rüttihans die Sorge, während dann sein Begleiter den Königsberger am Kragen fassen, niederwerfen und so schmählich wie möglich mißhandeln sollte. Sobald die Beiden handgemein geworden, würde Rüttihans davonspringen, scheinbar um nach Hülfe zu rufen, in der That aber, um bei der ganzen Geschichte als unschuldig zu erscheinen und um nicht als Zeuge der Mißhandlung etwa vor Gericht gefordert werden zu können. „Gelingt dieser Plan", sagte Rüttihans unter Anderm zu seinem händelsüchtigen Begleiter, „so ist der Königsberger für seine verrätherischen Besuche bei den lutherischen Chaiben nach Verdienst gezüchtigt und dir geschieht nicht nur nichts, sondern unsere ganze Gemeinde und alle guten Katholiken werden Dir für deine wackere That aufrichtig danken. Den Wein im Ochsen zahl' ich; verstanden?"

Aber auch der Königsberger war dies Mal gegen den Rüttihans nicht wahr gewesen. Er hatte keine Geschäfte bei dem Prä-

sidenten, wie er vorgab, und wenn er auf die bestimmt ausgesprochene Erwartung des Rüttihans, daß er sich auch im Ochsen einfinden werde, sagte: „Will sehen!“ so war er damals schon ganz entschieden entschlossen, nicht in den Ochsen zu gehen, und er hätte dies auch mit zweifelloser Bestimmtheit sagen können. Befand er sich sonst alle Sonntage in Gesellschaft junger Bursche in jenem Wirthshause, so wollte er natürlich heute nicht hingehen, denn schon die bloße Gegenwart des Rüttihans und seines Begleiters hätte ihm alle Unbefangenheit benommen und alle Lust verdorben. Und wer weiß, ob vielleicht das freche Maul seines heimathlichen Ketzerrichters ihn nicht in Händel verwickelt hätte? „Ich bleibe also lieber weg“, dachte er, „und besuche gegen meine frühere Absicht, aber gemäß meinem Vorgeben den Präsidenten, in dessen Hause ich ohnehin schon lange nicht mehr gewesen bin.“

Und so geschah's auch. Der Präsident war mit dem Königsberger befreundet und empfing ihn mit warmem Händedruck. Ein mächtiger Weinkrug stand bereits auf dem Tisch, der von einem scherzenden und lachenden jungen Völkchen, den beiden Töchtern des Präsidenten und Burschen und Mädchen aus dem Dorfe, besetzt war. Unter ihnen befand sich auch der Schultoni, ein überaus kräftiger und gewandter junger Bursche, der den letzten Freischaarenzug mitgemacht hatte, der aber jenem beklagenswerthen Verhängniß entronnen war, das so vielen seiner Kampfgenossen in der Luzerner Jesuitenkirche oder unter den Händen einer bis zum blutigsten Wahnsinn erregten Volksmasse geharrt hatte. Der Schultoni streckte dem Königsberger sein Glas entgegen, welches anzunehmen derselbe sich nicht sonderlich weigerte. Unterdessen hatte

eine der Töchter des Präsidenten ein frisches Glas gebracht und dem Königsberger aus dem Kruge eingeschenkt.

„Wie geht's zu Hause, was giebt's Neues?“ fragte der Präsident.

„Wie geht's!“ antwortete der Königsberger, „es geht, so lange es mag; unsere Leute sind nun bald alle verrückt und werden jeden Tag verrückter. Es ist nicht mehr zum Aushalten. Wer noch ein freies, vernünftiges Wort sagt, heißt sogleich Freischäärler, Bandit.“

„Und ich bin und bleib' ein Freischäärler“, sagte der Schultoni; „wer über die Freischäärler schimpft, hat's mit mir zu thun; ich schlag' einem solchen Lästermaul die Hand aufs Gesicht, daß ihm die Zähn' in den Rachen hinunterfahren.“

„Nur gemach, gemach!“ ermahnte der Präsident.

„Ist mir Alles eins“, fuhr der Schultoni fort und zum Königsberger gewandt, „wenn ich euern Rüttihans unter die Händ' kriege, so will ich dem die „lutherischen Chaiben“ und die „freischäärlerischen Banditen“ einstreichen, daß er ein paar Wochen daran denken soll.“

Unbedachtsamer Weise sagte der Königsberger lachend:

„Der ist leicht zu kriegen; er sitzt droben im Ochsen.“

„So?“ erwiederte der Schultoni lebhaft.

Doch dachte kein Mensch daran, daß die Drohungen des hitzigen Freischäärlers etwas Anderes bedeuten sollten, als übermüthige, renommistische, leere Worte. Auch würden es die friedliebenden Bürger des protestantischen Dorfes in keinem Falle geduldet haben, daß in ihrem Wirthshause ein fremder, ruhiger Gast von einem der Ihrigen mißhandelt worden wäre. Das Gespräch nahm daher bald wieder eine friedliche heitere, scherzhafte Wendung.

Viertes Kapitel.

Fürio und Mordio!

Viel früher als gewöhnlich kehrte heute der Königsberger nach Hause zurück. Es wäre unschicklich gewesen, seinen Besuch stundenlang beim Präsidenten auszudehnen, und nach demselben wollte er doch auch in kein Wirthshaus mehr gehen. Frühzeitig legte er sich heute zu Bette und schlief den Schlaf des Gerechten.

Am Montag stand er wie gewöhnlich früh auf, um zur Arbeit zu gehen. Zu seinem Erstaunen war heute das Dorf außerordentlich lebendig erregt; Nachbarn waren in eifrigem Gespräch mit Nachbarn begriffen; Mädchen und Frauen holten an den Brunnen schon Wasser und unterhielten sich angelegentlich mit den Jünglingen und Männern, welche ebenfalls früh schon das Vieh tränkten. Vor seiner Werkstätte, die am Ende des Dorfes stand, horchte der Königsberger auf die wechselnden Reden; kein Zweifel, es mußte etwas Außerordentliches, etwas Unerhörtes vorgefallen sein. Leider war er aber zu weit von den redenden und gestikulirenden Menschen entfernt, um in's Klare zu kommen; doch wollte es ihn fast bedünken, als hätte er seinen Namen nennen hören. Was wollte man von ihm?

Und allerdings war heute die frühe Sonne über ein Dörflein aufgegangen, in dem die letzte Nacht Außerordentliches, Unerhör-

tes vorgekommen war. Nur der Königsberger in seinem gesunden Schlafe und am äußersten Ende des Dorfes wohnend hatte es nicht gehört, daß heute Nacht von einer Löwenstimme „Fürio und Mordio! Hülfe! Hülfe! Mörder!" gerufen wurde; nur der Königsberger hatte keine Vorstellung davon, in welchem Schreck und in welcher Verwirrung die Leute vom Lager auffuhren und halb angekleidet auf die Gassen stürzten, schlaftrunken Einer den Andern fragend: „Wo brennt's? was isch?" Nur er hatte es nicht angesehen und miterlebt, wie die allgemeine Verwirrung sich auf den Ruf: „Der Zollmatte zu! dort liegt er!" sich in einen athemlos dahinstürmenden Zug auflöste, lärmend, schreiend, dem Entsetzen und der Wuth Worte leihend!

Es war eine gräßliche Nacht, die man erlebt hatte. Es mochte etwas nach zwölf Uhr sein, als die Leute durch jene allarmirenden Worte von ihrem Schlummer aufgeschreckt wurden. In sein ohnehin nicht schwaches Organ hatte der Rüttihans die ganze Kraft eines unbändigen Schmerzes, die volle Wuth über einen unerwarteten Anfall und die rasendste Verzweiflung über eine schmähliche Niederlage gelegt, als er das stille Dorf mit „Fürio und Mordio" aus den Federn jagte. Denn Niemand anders als der Rüttihans war der unheimliche Geist der Nacht. Als die Leute aufgestanden waren, fanden sie ihn beim untern Brunnen liegen, seufzend und heulend, einer Ohnmacht nahe. Bis hieher hatte er sich noch schleppen, hatte das Dorf noch allarmiren, hatte noch sagen können, daß sein Begleiter, der Schleesepp, draußen auf der Zollmatte todt liege! Er selber war jämmerlich zerschlagen; er klagte über Schmerzen an den Beinen, an den Armen; er meinte die sämmt-

lichen Rippen seien ihm gebrochen und der Schädel gespalten. Man mußte ihn nach Hause tragen; als man ihn so sanft wie möglich aufhob, schrie er fürchterlich: „O Jesis!" bald darauf: „Die Freischaarenchaiben!" Der letztere Ausdruck gereichte der besorgten Bürgerschaft zur Beruhigung, daß der Rüttihans vor der Hand sich noch nicht mit Gedanken für das bessere Jenseits befasse, folglich auch noch nichts für sein Leben zu gefahren sei.

Fast die ganze Einwohnerschaft zusammt dem Pfarrer waren inzwischen auf die Zollmatte geeilt. Zugleich hatte der Pfarrer einen Eilboten an den Arzt in dem protestantischen Nachbardorfe gesendet, da sonst weit und breit kein solcher wohnte. Auf der Zollmatte fand man nun allerdings den Schleesepp liegen — glücklicherweise nicht todt, aber in einem erbärmlichen Zustande. Es schien als seien ihm von oben bis unten alle Knochen breiweich geschlagen: so radikal war er durchgewalkt worden. Er konnte kein Glied mehr rühren; der Kopf war so verschwollen, daß man von den Augen kaum noch die Spur sah, das Gesicht gänzlich entstellt und unkenntlich.

Wie die Leute um ihn beschäftigt waren, um ihn auf einer improvisirten Tragbahre nach Hause zu bringen, fing er etwas zu murmeln an. Der Pfarrer nannte ihn freundlich bei seinem Namen und versuchte mit ihm zu sprechen. „Heilige Maria, Muttergottes, Absterbisam" *), antwortete der Geschlagene. Auf dem Heimwege

*) Für die des Dialekts Unkundigen bemerken wir, daß „Absterbisam" der Schluß des Ave Maria ist und so viel heißt als: (in der Stunde unseres) Absterbens. Amen.

wiederholte er noch zwei oder drei Mal diese abgebrochenen Worte; mehr konnte man aber nicht aus ihm herausbringen.

Zu Hause wurde er aufs Bett gelegt und vorerst mit kalten Ueberschlägen gepflegt. Sein Zustand erschien für Kundige und Unkundige gleich bedenklich. Als der Arzt kam, wollte er ihn sorgfältig untersuchen; allein die Geschwulst war noch dermaßen aufgedunsen, daß dies nicht möglich war; man konnte nirgends auf einen Knochen kommen und der Kopf sah ganz verschoben aus. Der Arzt gab wenig Hoffnung. Die Frau aber, die von ihrem händelsüchtigen Manne sonst nicht gerade am zärtlichsten behandelt zu werden pflegte, meinte: wenn er nur nicht ohne die heiligen Sakramente sterbe. Der Pfarrer suchte daher wieder mit dem Geschlagenen zu reden.

„Heilige Maria, Muttergottes, Absterbisam", murmelte er.

Auf das Verordnen des Arztes wurden die kalten Ueberschläge noch fortgesetzt.

Inzwischen besuchte dieser auch den Rüttihans, dessen Zustand übrigens durchaus ungefährlich war Er hatte zwar seine gehörige Portion gekriegt und er, der in dieser bewegten Zeit so gerne da- und dorthin lief, um zu kundschaften, zu spioniren und zu denunciren, mußte die schönen, langen, lachenden Sommertage eine geraume Zeit zu Hause ablaufen sehen; doch war kein edler Theil seines Leibes verletzt. —

Als der Arzt die beiden Kranken besuchte, konnte er hinlänglich des Volkes Stimme über die tragischen Ereignisse der Nacht vernehmen. Wer hatte die Beiden überfallen und mißhandelt? Freischäärler! So lautete ja die Aussage des Rüttihans. Aber

wie hießen sie? Wer waren sie? Darüber hatte der geschlagene Mann wohl seine sehr gegründeten Vermuthungen, aber keine schlagenden Gründe, gegen die Missethäter eine Klage einzuleiten. Ja doch, ein Stück, einen Fetzen von einem blauen Ueberhemde (Blouse) hatte der Rüttihans seinen Gegnern im Kampfe abgerissen und als überführendes Indizium bei sich verwahrt. Jedenfalls stand aber das bei ihm fest, und er sprach es auch aus — vor dem Arzte und vor den Leuten: daß der Königsberger bei der Sache im Spiele sei und ohne Zweifel die „Mörder" gedungen habe. „Hätte er", räsonnirte der gewissenhafte Mann, „ein gutes Gewissen gehabt, so wäre er gestern zu uns in den Ochsen gekommen."

Dieser Meinung waren auch die sämmtlichen Dorfbewohner mit wenigen Ausnahmen. Der Rüttihans und der Schleesepp waren auf ihrem Heimwege von dem protestantischen Dorfe durchgeprügelt worden; gestern war auch der Königsberger dort. Was ist natürlicher, als daß dieser an demjenigen, der ihn bis auf den Tod haßte und schamlos verläumdete, auch einmal Rache nehmen wollte, bei welcher Gelegenheit auch dessen Begleiter, wie wir wissen, sehr erheblich in Mitleidenschaft gezogen wurde. Diese Ansicht sprach sich schon am Morgen früh an allen Brunnen des Dorfes, bei allen Begegnungen aus, während die näherliegende, daß der Königsberger der Mann sei, der nöthigenfalls eigenhändig Rache nehmen könne und keiner gedungenen Hände bedürfe, kaum zu Worte kommen konnte. Auch daß der Königsberger gestern Abend früher als gewöhnlich von dem protestantischen Dorfe nach Hause gekommen sei, wurde als ein verdächtigender Umstand ausgelegt. „Dadurch — sagten die Leute — wollte er vor unsern Augen, noch am hellen

Tage, seine Hände in Betreff dessen, was er drüben angefädelt hatte, in Unschuld waschen! O nein, wir sind nicht so dumm, wie er glaubt!"

Der Arzt, der von der ganzen Prügelei keine Ahnung gehabt hatte, bis man ihn zu den Kranken holte, wollte das Dorf nicht eher verlassen, als bis er den Königsberger, den er gut kannte und der auch sein Gesinnungsgenosse war, ausgeforscht und von der Stimmung des Dorfes in Kenntniß gesetzt hatte. „Nein, mein lieber Doktor", äußerte der ehrliche Schmid zu dem besorgten Freund, „so weit ist es mit mir noch nicht gekommen, daß ich meinen Feinden bei Nacht und Nebel auflauere und sie dann heimtückisch überfalle, noch weniger, daß ich Andere anzustellen brauche, wenn ich mit Jemanden ein Hühnlein zu rupfen habe. In diesem Falle lieb' ich ein Verfahren, wo man einander Aug' in Auge sieht! Daß meine höchsteigenen Arme einen Kampf weder mit dem Rüttihans noch mit dem Schleesepp zu scheuen haben, wirst Du mir glauben. Uebrigens versichere ich dich auf Ehre, daß ich von der ganzen Prügelei kein Wort wußte, bis mir diesen Morgen endlich mein Vater die Sache erzählt hat. Der Erste aber, der sagt, ich sei der Anstifter der Prügelei, soll diese Verläumdung durch Richterspruch büßen."

So unschuldig sich der Königsberger auch wußte, so war es ihm bei der Sache doch nicht wohl. Der entehrende Verdacht hatte sich nun einmal bei den Einwohnern des Dorfes festgesetzt und eingefressen: dagegen half kein Drohen mit Richtersprüchen. Er hätte die Sache schon leichter verwunden, wenn die Prügelei eine unbedeutende gewesen und die Geprügelten etwa mit einem blauen Auge davongekommen wären. Aber so wie die Sachen jetzt standen, blieb der Eine jedenfalls längere Zeit arbeitsunfähig und war jeden

Augenblick zu fürchten, daß der Andere den Geist aufgebe. Und wenn das letztere jetzt auch nicht eintreten sollte, so war es doch ziemlich wahrscheinlich, daß er zeitlebens ein Krüppel bliebe. Daß der Königsberger an solchen Folgen, an solchem Unglück Schuld sein sollte, das lag ihm allerdings quer genug. —

In dem benachbarten protestantischen Dorfe waltete und webte wieder die fleißige Arbeit des Werktages. Arglos gieng Jeder seinen Geschäften nach, auf das Feld, auf die Wiesen oder in die Weinberge. Daß zwei Nachbarn vor noch nicht vielen Stunden halb todtgeschlagen wurden, davon vernahm man erst, als der zurückkehrende Arzt es erzählte. Doch in zwei Köpfen sah es heute außerordentlich wüst aus; wie von einem unheimlichen, schweren Traume geplagt waren heute zwei junge Männer nur halb bei ihrer Arbeit. Dem Einen, einem Wagner, war es heute viel zu enge in seiner Werkstätte, dem andern war es auf dem weiten sonnigen Felde, wo er Klee zettelte, unbehaglich und trostlos zu Muthe. „Sind wir vielleicht von Rüttihans und Schleesepp trotz unseren verhüllenden Blousen und unserm stillschweigenden Dreinschlagen doch erkannt worden? Sind vielleicht doch die Schläge zu übermäßig und die Schädel der Geschlagenen zu schwach gewesen?“

Aehnliches dachte der junge Mann in seiner Werkstätte und derjenige auf dem Felde.

Da kam ein Landjäger mit glitzerndem Seitengewehr und Karabiner durch die obere Gasse herangewandelt. Der Wagner schrack zusammen wie vom Blitze getroffen. Der Landjäger wandelte aber ruhig seines Weges an der Werkstätte vorüber.

Der junge Mann auf dem Felde sah oft hinüber in das Dorf,

wo zwei Mißhandelte auf dem Schmerzenslager seufzten oder auch vielleicht — nicht mehr seufzten!

Es war noch nicht Mittag, es war erst eilf Uhr; die bekannte Nachbarsglocke fieng an zu läuten; traurig tönten die Klänge herüber und schlugen an das Ohr des jungen Mannes. „Es ist die Todtenglocke", rief es in seinem Innern und die Sinne wollten ihm fast schwinden. Aber das Geläute dauerte nur kurz und schloß mit den hastigen Schlägen einer kleinern Glocke. Es war das Mittagläuten, das dort die Leute schon um 11 Uhr von dem Felde und zum Essen ruft, während in den meisten andern Dörfern die Mittagsglocke erst um 12 Uhr geläutet wird. Der junge Mann erinnerte sich dessen und athmete etwas leichter. —

Am Nachmittag besuchte der Arzt wieder seine Kranken. In Begleitung des Pfarrers trat er an das Bett des Schleesepp. Er schien ruhig zu athmen.

„Ma, schlof's? Lue der Herr Dogder und dr Pfarrer si do!"

„Heilige Maria, Mutter Gottes, Absterbisam", erwiederte der Angeredete.

Noch war es nicht möglich, den Kranken zu untersuchen, noch konnte er selber keine Auskunft über seine Mißhandlung und seine Leiden geben; er war noch gänzlich bewußtlos.

„Sonderbar", sagte der Arzt, der den verschwollenen Kopf des Geprügelten näher besichtigte, „sonderbar, welch merkwürdiges Rauschen oder Summen ich vernehme! Oder täusche ich mich vielleicht? Horchen Sie doch gefälligst auch, Herr Pfarrer!"

Und der Pfarrer neigte sein Ohr an das Haupt des Kranken und vernahm dasselbe merkwürdige Summen.

„So etwas ist mir in meinem Leben noch nie vorgekommen", äußerte der Arzt verwundert.

War's vielleicht der „Kreislauf des Lebens", der in hörbarem Sprudel entfliehen wollte? war's vielleicht das Rauschen des empörten Blutes, das sich dem Ohre kund gab? oder zuckten unter der geschwollenen Kopfhaut vielleicht wilde Gedanken, die sich in vernehmliches Summen gehüllt hatten?

Nichts von alledem!

Erst nach langem Zweifeln und Staunen kam man endlich der Sache auf den Grund. In das strohgefüllte Kopfkissen, auf welchem der Kranke lag, war nämlich durch irgend einen Zufall eine Hummel gekommen, die durch beständiges Summen über diese Gefangenschaft so lange sich mißbeliebig äußerte, bis sie befreit wurde. Bei all dem Traurigen, das die Krankenstube darbot, mußten der Arzt und Pfarrer über diese seltsame Lösung ihrer Zweifel doch laut auflachen. —

Erst nach einigen Tagen wendete sich der Zustand des Kranken zum Bessern. Die Geschwulst minderte sich, das Bewußtsein kehrte allmählig zurück und die ärztliche Untersuchung ergab, daß auch der Schleesepp nirgends in der Weise verletzt sei, welche die Unbrauchbarkeit eines Gliedes oder Organes oder sonst ernstliche Folgen befürchten ließ. Aber die Genesung rückte äußerst langsam vorwärts; wochenlang konnte er das Bett nicht verlassen und erst nach Monaten sich wieder des Gebrauchs seiner Glieder erfreuen.

Auch der Rüttihans, wie wir wissen, mußte mehrere Tage das Bett hüten und litt sehr große Schmerzen. Doch nach drei bis vier Wochen war er wieder so gesund wie vor jener verhängniß-

vollen Nacht. Auch sein freches Wesen hatte er durch seine Krankheit nicht eingebüßt.

Und endlich müssen wir doch dem Leser auch sagen, wie der Schleesepp und der Rüttihans zu diesen folgereichen Prügeln gekommen sind.

Im Ochsen des Nachbardorfes warteten sie, wie wir wissen, vergeblich auf den Königsberger. Es wurde schon dunkel, und immer hofften sie noch, ihr ausersehenes Opfer werde sich einstellen. Da sich Niemand bewogen fühlte, sich mit diesen zwei berüchtigten Männern in eine besonders herzliche Unterhaltung einzulassen, so wurde ihnen die Zeit etwas lange und sie fiengen daher an, dieselbe durch Kartenspiel zu kürzen. Inzwischen war der Schultoni, mit seinem Kamerad, dem Wagner, in den Ochsen gekommen und hatten an einem von den Spielern entfernten Tische bei einem Glase Wein Platz genommen. Auf den Schultoni deutend flüsterte Rüttihans dem Schleesepp zu:

„Das ist der Chaib der Chaiben, das ist der Schultoni."

Der Schleesepp wendete sich auf seinem Stuhle halb um und fixirte den bisher ihm bloß dem Namen nach bekannten Freischäärler.

Allein dieser und sein Kamerad schienen hievon kaum Notiz zu nehmen.

Rüttihans und Schleesepp hatten aber während den mehreren Stunden ihres Wartens bereits so viel Wein getrunken, daß sie in jenem Stadium angekommen waren, wo sich die Zunge gewöhnlich von der Herrschaft der Klugheit unabhängig macht. Sie vergaßen, daß sie hier nicht auf heimathlichem Boden sich befanden und daß hier der heimathliche Jargon, dessen sie sich beim Spiele

zu bedienen pflegten, nicht mit der gleichen Sympathie vernommen werde, wie in ihrem Dorfe.

„Hesch Trümpf oder „Freischäärler"?" fragte der Rüttihans einmal neckend den Schleesepp, nachdem die Karten gegeben waren.

„Von beiden", erwiederte dieser.

„Heraus damit!"

Der Schleesepp warf einen Trumpf aus: Rüttihans konnte nicht stechen. Der zweite Stich gehörte ebenfalls dem Schleesepp; die übrigen drei gewann der Rüttihans. Die Karten mischend, rief er nun triumphirend aus:

„Nicht wahr, ich hab' deinen „Freischäärlern" gezeigt, was Trumpf isch?"

Und in ähnlicher Weise giengs den ganzen Abend fort. Jeder der Spieler, der den andern überstechen konnte, schlug die Karte auf den Tisch, daß Flaschen und Gläser klirrend in die Höhe sprangen und begleitete dann seinen Stich mit dem Aufruf: „G'stoche den Freischäärler!"

„All müsse g'stoche si!" meinte schließlich Rüttihans, gab dann die Karten dem Wirth zurück, zahlte die Zeche und schickte sich mit seinem Begleiter zum Fortgehen an. Es war schon sehr spät.

Daß sich während diesen frechen Neckereien und beleidigenden Sticheleien der beiden Spieler der hitzige Schultoni, der Freischäärler, vor Wuth kaum auf seinem Stuhle halten konnte, läßt sich denken. Nachdem sie sich aber entfernt hatten, verließ auch er mit seinem Kamerad sofort den Ochsen. Es brauchte keiner den andern zu ermuthigen zu der Lektion, die sie jenen Lästermäulern

mit nach Hause zu geben gedachten; Jeder für sich war von vorneherein schon dazu entschlossen.

Schnell zogen sie ihre Blousen an, rissen einige derbe Knebel aus einem Haufen Reisigwellen, eilten den Heimwackelnden den Weg vor und bei der Zollmatte fielen sie dieselben plötzlich an und walkten sie zwar stillschweigend, aber so handlich, so gottserbärmlich, so radikal von oben bis unten und von unten bis oben durch, daß sich von nirgend anders woher als von eben diesen flinken, kräftigen, wohlgeführten und gutzugemessenen Streichen jener Zustand herdatirte, in welchem wir den Rüttihans und Schleesepp oben angetroffen haben. Wenn diese beiden so übel Zugerichteten gleichwohl keine offenen oder gefährlichen Wunden aus dem Kampfe trugen, so hatten sie dies lediglich der freundschaftlichen Aufmerksamkeit Schultonis und seines Kameraden zu verdanken, die absichtlich deßhalb runder, mit Rinde umgebener Knebel als Waffen sich bedient hatten, um nicht klaffende Wunden zu schlagen und ein unausbleibliches Blutbad anzurichten. —

So geht es zuweilen: man glaubt zu treiben und wird getrieben; man glaubt Andern eine Grube zu graben und fällt dann selber hinein; man glaubt zu prügeln und wird geprügelt! Der Rüttihans und der Schleesepp können davon erzählen.

Fünftes Kapitel.

Ein Wort der Frau Reininger.

Die Annahme, daß der Königsberger die beiden jungen Männer des Nachbardorfes angestellt, sie vielleicht mit Geld gedungen habe, den Rüttihans und den Schleesepp durchzuprügeln, stand bei seinen Mitbürgern so fest wie ein mathematischer Grundsatz, der keines Beweises mehr bedarf. Und der Umstand, daß man den Schleesepp außer Gefahr wußte und daß der Rüttihans wieder herumgehen konnte wie ein „brüllender Löwe“, war keineswegs, wie man denken sollte, geeignet, die ganze Geschichte nach und nach vergessen zu lassen und den verläumderischen Verdacht gegen den Königsberger milder zu stimmen; im Gegentheil, erst jetzt wurden die giftigsten Zungen gegen ihn in Bewegung gesetzt, erst jetzt fieng man an, geflissentlich und planmäßig seinen guten Ruf auch auswärts herabzusetzen. Wo irgend in der Umgegend ein Markt abgehalten wurde, in Laufen, Breitenbach u. s. w., so befand sich der Rüttihans gewiß auf demselben und erzählte an den Wirthstischen sein Märtyrerthum für die Religion und verglich den Königsberger mit einem Nero. Selten fehlte er an einem Freitag in Basel, um auch hier bei dem immer zahlreich herbeigeströmten Marktvolk das Mitgefühl für seine ausgestandenen Leiden zu erwecken und

gegen den jungen Schmid zu erbittern. Der Rüttihans empfand einen um so größern Reiz, seinen liberalen Gegner unermüdet beim Volke anzuschwärzen, je weniger Anhaltspunkte sich gegen alles Erwarten und trotz allen Nachforschens ergeben wollten, gerichtlich gegen die eigentlich Schuldigen einzuschreiten. Der Fetzen von dem blauen Ueberhemde war und blieb noch immer das einzige Indizium, das Rüttihans gegen dieselben besaß.

Die fatale Stimmung des Dorfes gegen den Königsberger gipfelte aber in dem Gemüthe des Reininger. Hatte er ihn im Allgemeinen als Liberalen, als Freischäärler schon gehaßt, so haßte er ihn nun, seitdem er ihn in jener hellen Mondnacht aus seinem Grasgarten hatte entschlüpfen sehen, noch speziell als den Freier seiner Regina. „Was, so ein Mensch, der nichts hat, als was er mit dem Hammer mühsam herausklopft, wagt es zu meiner Tochter auf die Buhlschaft zu gehen? Schon gut, wenn er erstens Religion, zweitens einen Stall voll Vieh und drittens wenigstens dreißig oder vierzig Jucharten unverschuldete Aecker und Matten hätte, dann ließe sich die Sache in Ueberlegung ziehen. Glaubt denn der, ich werde ihm den jahrelangen Schweiß meiner Arbeit, das Mark meiner Knochen, das Blut meines Herzens für nichts und aber nichts hinschenken, meinem Feinde hinschenken? Der trompirt sich! Und wenn die Regina ihn Tausend Mal will und meine Frau ihn noch so gut leiden kann: eher werde ich ein Freischäärler als er mein Tochtermann."

Solche Gedanken wälzte der Reininger in seiner Seele.

Jetzt war es für ihn ein Triumph zu denken, daß der Königsberger bei der Prügelei kompromittirt und zwar, wie es allgemein

hieß, schwer kompromittirt sei. Der Strom von Schimpfreden und Verläumdungen, die der Reininger nicht müde wurde, allabendlich im Hause des Rüttihans anzuhören, floß wie süßer Honig in seine Seele. Jetzt endlich, dachte er, werde auch seine Frau von der guten Meinung kurirt werden, die sie von dem Königsberger bisher gehabt hatte; jetzt werde sich auch Regina nochmals besinnen, bevor sie einem Menschen Treue gelobe, der jeden Augenblick als Verbrecher in das Gefängniß abgeführt werden könne. Mit sichtbarer Schadenfreude redete der sonst so schweigsame Mann nun bei jedem Essen von dem sogenannten Anstifter des Mordattentats und verursachte der armen Regina unnöthiges Herzklopfen, seiner braven Frau manche innere Entrüstung.

In der Gegenwart der letztern allein ließ er sich einmal wieder in den maßloßesten Ausdrücken gegen den Schmid gehen.

„Es ist gar nicht recht von dir“, erwiederte die Frau Reininger, „daß du in das allgemeine Geschrei der Menge gegen den Königsberger einstimmst, ja die ärgsten Schreier noch zu überbieten suchst. Vernünftige Leute lassen der Gerechtigkeit ihren Lauf; was einen nicht brennt, soll man nicht blasen. Ist der Schmid schuldig, so wird er schon seinen Meister und Richter finden, ist er aber unschuldig, so können alle Diejenigen, die jetzt so gottsvergessen gegen ihn losziehen, die Schmach Zeit ihres Lebens nicht verantworten, die sie ihm angethan haben. Was mich betrifft, so halte ich ihn vollständig für unschuldig. Es sieht dem Königsberger gewiß am allerwenigsten gleich, hinterrücks Jemanden anzufallen oder gar fremde Hände zur Mißhandlung von Jemanden zu dingen. Er hat sich noch immer offen und ohne Falsch erwiesen und ist sich gewiß

auch in der letzten Zeit nicht untreu geworden. Und wenn diese gerade, ungeheuchelte Offenheit nicht sein Charakter wäre, glaubst du denn, er würde nicht besser daran thun, in Mitten dieser aufgeregten Bevölkerung in das allgemeine Halloh gegen die Liberalen und Freischäärler einzustimmen, als sich als Liberalen Schimpf und Schande anthun zu lassen und seinem Verdienste zu schaden? Ich weiß in meiner Einfalt nicht, wer Recht hat, ob die Jesuiten oder die Freischäärler; es mag auf beiden Seiten gefehlt worden sein. Sobald ich von den Jesuiten höre, daß sie auf der Kanzel die Politik lassen, dafür das reine Evangelium predigen, welches befiehlt, seinen Nächsten zu lieben und welches den Pharisäismus verdammt, der sich besser dünkt als Andere: sobald ich solches von ihnen höre, bin ich geneigt, ihnen Recht zu geben."

Aber für die Religion der Liebe hatte Reininger noch kein entgegenkommendes Herz; für die Religion der Demuth war sein Gemüth noch verhärtet.

„Ja wart' nur", sagte er zu seiner Frau, „bevor acht Tage vorüber sind, wird der Königsberger in den Fesseln liegen, die er sich selber geschmiedet hat."

„Wenn er sie geschmiedet hat, ja wohl; wir wollen sehen", entgegnete die brave Frau. —

Nach diesem Auftritt war der Reininger bei Tisch weniger gesprächig wie früher. Nicht als ob der Bauer, der sich auf sein zum Theil allerdings sauer erworbenes Besitzthum so viel zu gute that, für den Königsberger besser gestimmt worden wäre; nein, aber er wollte in Gegenwart Anderer die zu befürchtenden Entgegnungen seiner Frau vermeiden. Sein Haß gegen den Schmid saß nach

wie vor in ihm fest; allein die Worte, die er ihm früher geliehen hatte, verschluckte er nun. —

In seinem Hause gieng im Uebrigen Alles seinen alten Gang. Von Morgen früh bis Abends spät herrschte die regste Geschäftigkeit. Auch Regina bewährte sich wie früher als ein tüchtiges, fleißiges, eingezogenes Mädchen; aber ein tiefer Gram saß in ihrem Herzen. Das kundige Mutterauge verstand ihn wohl, aber sie wollte ihr schonen.

Sechstes Kapitel.

Der Wunderli.

Es war vor der Ernte. Ueber das gelbe, reifende Kornfeld, zwischen den nickenden Halmen hindurch, kam Kranzmüllers stattlicher Zug daher gesprengt. Der Müller hatte seinen Knecht, den lustigen Wunderli, in unser Dorf geschickt, um bei Reininger die Frucht zu laden, die er ihm vor einigen Tagen abgekauft hatte. Wunderli in seinem mehlbestaubten Ueberhemde stand auf dem Leiterwagen, hielt in der einen Hand das hanfene, mit blauen Streifen durchflochtene Leitseil, in der andern die lange, schwanke Peitsche mit dem ledernen Riemen und dem seidenen „Zwick." Als der treue Knecht über das Feld fuhr und links und rechts den reichen Erntesegen in volle Aehren ausbrechen sah, da lachte das Herz des guten, harmlosen Menschen und auch sein rothes Vollmondgesicht lachte. „Brrr!" rief er seinen muntern Pferden zu und als sie noch nicht anhalten wollten, hielt er sie am Leitseil zurück und sagte traulich zu seinen Thieren: „Ho, Knaben, halt e wenig." Nun stieg er vom Wagen, näherte sich einem Fruchtacker, untersuchte mehrere Aehren, wie viel Körner sie trugen und lauschte dem geheimnißvollen Knistern, das die reifende Frucht unter den heißen Sonnenstrahlen zu vernehmen gab. „Gottlob", sagte er zu sich

selber, „'s gibt wieder Brod, reichlich Brod, wenn's nur die Leute auch einander gönnen würden!" Und sich wieder über die Wagenleiter schwingend, rief er seinen Pferden zu: „Hü in Gottesname!" und lustig trabten die Thiere gegen das Dorf.

Als dasselbe bald erreicht war, untersuchte Wunderli den „Zwick" seiner Peitsche und flocht und knüpfte wieder die aufgegangene Schnur. Und nun kündigte er seine Ankunft durch ein lebhaftes, kunstfertiges Knallen an; die Pferde in ihren saubern Geschirren, mit blanken messingenen Schnallen und Ringen geschmückt, das Fuchsfell über dem Kummet, das Handpferd außerdem noch den messingenen Kamm am Kummet tragend, trabten stolz in das Dörfchen. Der Wunderli, den alle Leute gern hatten, wurde von hüben und drüben mit einem „Gute Tag, Wunderli" gegrüßt und erwiederte mit lächelnder Freundlichkeit die Grüße.

Vor Reiningers Haus machte er Halt. Der Knecht half ihm ausspannen. Nachdem er seine Pferde versorgt wußte, trat er in die Stube, wo man ihn gleichfalls freundlich grüßte und ihn sich an den Tisch setzen hieß. Wunderli stellte seine Peitsche an das Uhrgehäuse und nahm mit Behagen Platz. Frau Reininger setzte ihm einen Schoppen und einen halben Laib Brod vor. „Hunger nit, aber allewil Durst hani", sagte der Wunderli mit eben so viel Wahrheit als fröhlichem Gemüthe. In der That war der Wunderli allerwärts nicht nur als ein durstiger Bruder bekannt, sondern man wußte auch, daß er von Zeit zu Zeit der Gelegenheit wahrnahm, über Gebühr lange im Wirthshaus zu sitzen. Da trank er sich dann sein lustiges Räuschchen an, und oft erst, wenn er seinen letzten Heller aus seinem ledernen Beutelchen dem Wirthe

bezahlt hatte, gieng er wieder nach Hause und konnte dann wieder wochenlang von Morgen früh bis Abend spät arbeiten, ohne sich nach dem Wirthshause gelüsten zu lassen. Saß er aber dort einmal fest, so dauerte es zuweilen eine geraume Zeit, bis er von dem Tische aufstand. Dabei war er der friedfertigste Mensch von der Welt; Niemand konnte ihm gram sein. Während man zu dieser Zeit an jedem Wirthstische sonst zwei streitende und zankende Parteien fand, hielt sich Wunderli unter allen Umständen von jedem Parteigespräch fern. Forderte ihn einmal ein Gast auf, sich auszusprechen, ob er es mit den Jesuiten oder Liberalen halte, so sagte er mit der erhobenen Rechten abwehrend: „Nichts von dem, lustig ist der Wunderli, immer lustig.“ Und auf seinen Schoppen hindeutend: „Mit dem hälts der Wunderli.“ Da er, wie gesagt, sonst ein fleißiger, treuer Knecht war, so sah ihm sein Meister seine Schwachheit gerne nach. Auch von den Wirthen wurde der Wunderli wegen seines friedfertigen Wesens und besonders weil er immer baar bezahlte, gerne gelitten. Seinen Jahrlohn freilich verleibte er in verschiedenen Zeiträumen, aber sicher und gewiß den Wirthskassen ein, die bekanntlich sich von den Sparkassen wesentlich unterscheiden.

„Was giebt's denn Neues, Wunderli?“ fragte ihn Frau Reininger, sich mit auf die Hüfte gestützten Armen vor den freundlichen Mann postirend.

„Was giebt's Neues!“ erwiederte er auf einmal traurig werdend; „denket, gestern hat man meinen alten Meister in Muttenz begraben!“

„Was, ist der Muttenz-Müller gestorben?“

„Tröst' ihn Gott! Er war noch nicht fünfzig Jahre alt und so ein braver, so ein wohlhabender, so ein reicher Mann! Fort hat er gemußt von Hab' und Gut, von Weib und Kind. Was ist der Mänsch!" sagte Wunderli mit Thränen in den Augen.

„Ist's möglich!"

„Ich hätte auch", fuhr Wunderli fort, „schon manchen Batzen ersparen können; aber da dacht' ich: du mußt zuletzt auch sterben und was nützt dich dann dein Geld? Ich hab's gestern gesehen: Was ist der Mänsch?" Und sich wieder ermunternd und das Glas erhebend: „Man lebt ja nur einmal, drum lustig, weil wir leben. Es lebt!"

Und nun that er einen herzhaften, frohen Zug.

„Es lebt!" das war Wunderli's Motto; es hieß so viel als: ich bin lustig, ich freue mich. „Es lebt!" sagte Wunderli, wenn es ihm in seinem Herzen so recht wohl war, und wer dann sein heiterstrahlendes Antlitz sah, mußte freudig auflachen ob dem frohen Menschen. So heute auch die Frau Reininger. —

Unterdeß war der Reininger in die Stube gekommen. Der Wunderli hatte seinen Schoppen geleert; er stand auf und fragte, ob er nun die Frucht fassen könne? Der Reininger und sein Knecht giengen mit ihm auf den Estrich und dort wurde nun ein großer Haufen Waizen in zahlreiche Säcke gefüllt.

Die Kranzmühle liegt in dem Hauptorte des Oberamts, der durch den Liberalismus seiner Einwohner bekannt war. Die Beamten, die sich dort aufhielten, die Advokaten, Schreiber, Lehrer, Wirthe u. s. w. waren nach ihrer Bildung aufgeklärt genug, die sogenannte Religionsgefahr auf ihren wahren Werth zurückzufüh-

ren, und vaterländisch gesinnt genug, dem jesuitischen Treiben, wo sie immer konnten, entgegenzutreten. Sie hielten die verschiedensten Zeitungen und waren immer von allen Vorfällen schnell unterrichtet. Wer immer von dorther kam, wurde in dieser Zeit vom Volke stets mit Fragen bestürmt. Auch der Reininger forschte während des Fruchtfassens beim Wunderli nach Neuigkeiten. Daß der Muttenz-Müller gestorben, interessirte ihn wenig. Was es in der Jesuiten-Angelegenheit Neues gebe? fragte der Bauer.

„Das geht mich nichts an", meinte der Wunderli, „die sollen's ausmachen, welche die Sache verstehen. Gestern Abend habe ich aber im Lamm gehört, daß die Eidgenossenschaft die Sache vor den Pabst bringen wolle."

„Das wär' Recht!" stimmte der Reininger bei.

Liberalismus und Eidgenossenschaft, das war damals die Parole der einen, Sonderbund und Jesuitismus diejenige der andern Partei. Also der Reininger stand nicht mehr auf der schroffen Zinne der einen Partei; er erkannte in diesen Wirren und dieser Verwirrung der Zeit auch den andern Faktor an; er erkannte der Eidgenossenschaft, also dem Liberalismus auch ein gewisses Recht zu. Es war das allerdings ein kleiner Fortschritt; die Worte der Frau Reininger, die wir in dem letzten Kapitel gehört haben, waren doch nicht ganz ohne Wirkung geblieben!

Siebentes Kapitel.

Vor Gericht.

Die ordentliche Monatssitzung des Oberamts- oder Bezirksgerichtes hatte heute früher als gewöhnlich geendet. Schon eine Stunde vor dem Mittagessen saßen die Bezirksrichter im Lamm, wo sie gewöhnlich gemeinschaftlich tafelten. Zu der Flasche braungrünen Absinth brachte das Kellnermädchen vom Brunnen frisches Wasser. Dieser Brunnen hatte aber die Eigenschaft, daß er die Hälfte des Jahres trüb floß. Auch heute war das Wasser nicht ganz krystallrein; verschiedene trübe Wölkchen spielten in der Flasche.

„Man muß nun sehr eckelhaft sein", sagte Bezirksrichter Gerber, der seine eingebildete Gelehrsamkeit in einer ganz eigenthümlichen Ausdrucksweise kund zu geben pflegte, „man muß nun sehr eckelhaft sein, wenn man von diesem Wasser trinken kann."

„Was — eckelhaft sein?" lachten die Andern. „Es eckelt uns", sagen wir gewöhnlich.

„Ja gewöhnlich sagt man Vieles, was der höher Gebildete anders auszudrücken pflegt," erwiederte der gelehrte Bezirksrichter.

Derselbe war ein Autodidakt. Einen dunklen Drang des Wissens hatte er nicht auf dem regelrechten Weg der Schule befriedigen gekonnt. Dafür las er unendlich viele Bücher, ohne Anleitung, ohne Plan, ohne passende Auswahl. In keinem Kopfe hatte ein solches ge-

setzloses Studium je eine heillosere Verwirrung angerichtet, als in demjenigen Gerbers, keines Menschen Sprechweise konnte unsinniger und, weil in diesem Unsinne so viel Originalität lag, komischer sein als diejenige unseres Bezirksrichters. Die eigenthümlichsten Wortbildungen braute sein Gehirn zusammen, die absonderlichsten Begriffe verband er mit seiner seltsamen, ohne Commentar für Jedermann ganz unverständlichen Ausdrücken. Hatte er als Richter über irgend einen verübten Muthwillen, über irgend eine ausgelassene Rohheit oder ein gemeines Verbrechen seine Sentenz abzugeben, so nannte er das Vergehen oder Verbrechen gewöhnlich eine Schrofferei. Er sagte nie: das ist eine solche Schrofferei oder eine Schrofferei der Art, daß sie die und die Strafe verdiente, sondern immer: das ist eine desartige Schrofferei, daß sie u. s. w. In seiner Straftheorie huldigte er dem Besserungssystem. „Es ist in Jedermann," pflegte er nicht ganz unrichtig zu sagen, „ein gewisses Tribunal," worunter er das Gewissen verstand. Den Ausdruck Tribunal brauchte er aber auch noch für Willenskraft im guten wie bösen Sinne. Kam es z. B. vor, daß Jemand durch hohe Willenskraft etwas Großes geleistet, oder durch niedrige Begierden dem Laster gefröhnt hatte, so pflegte Gerber zu sagen: Der muß ein ungeheures Tribunal haben. Seine geläufigsten Ausdrücke waren aber abstrakt und abstrahirlich, die für ihn einen völlig entgegengesetzten Sinn hatten. Abstrakt bedeutete gut, vortrefflich, schön, angenehm u. s. w., abstrahirlich schlecht, geschmacklos, häßlich, unangenehm u. s. w.

Während die Bezirksrichter sich im Lamm vermittelst des braungrünen Neufchateller Produkts auf das Mittagsessen vorbereiteten,

kam der Rüttihans die Straße daher. Der Königsberger hatte gegen ihn beim Gerichtspräsidenten eine Klage wegen Verläumdung eingereicht und Rüttihans war auf heute vor Präsidentenverhör geladen. Wie ihn Gerber von Weitem heranwandeln sah, sagte er:

„Da kommt der Rechte; wenn der hier für die Jesuiter Leute gewinnen will, so ist sein Gang ein ganz abstrahirlicher. Mit seinem Tribunal richtet er bei uns gar nichts aus; es wäre überhaupt zu wünschen, daß ihm sein desartiges Treiben gelegt würde."

„Es ist noch nicht so lange her," bemerkte ein College Gerbers, „daß er eine ziemlich deutliche Lektion gekriegt hat."

„Ja was hat er denn gekriegt?" fragte Gerber.

„Pumpis hat er gekriegt und das famös," erwiederte der College und erzählte die bekannte Prügelei.

„Das war zwar eine Schrofferei," meinte Gerber, „aber es hat ihm ja nichts geschadet." —

Im Verhörzimmer befand sich bereits der Ankläger Königsberger, als Rüttihans eintrat. Der Präsident sagte zu dem letztern: „Ihr seid von Euerm Gegner hier der Verläumdung angeklagt. Nicht nur sollt Ihr denselben vor mehreren namhaft gemachten Personen Eueres Dorfes als den Anstifter der Mißhandlung bezeichnet, die Euch und Euerem Begleiter vor nicht gar langer Zeit widerfahren ist, sondern auch auswärts in ähnlicher Weise den guten Ruf des Anklägers besudelt haben. Was habt Ihr hierauf zu erwiedern?

„Herr Präsident," antwortete der Angeklagte, „nennen Sie mir die namhaft gemachten Personen!"

Dadurch hätte das leidenschaftliche Wesen von Rüttihans neue Nahrung erhalten. Der Präsident aber sagte:

„Ihr habt zunächst einfach zu erklären, ob Ihr zu Euerer Vertheidigung etwas vorbringen könnt oder nicht!“

„Herr Präsident! Respekt vor dem Königsberger!“ antwortete der schlaue Wühler, „Respekt vor dem Königsberger! S'ist wahr, ich hielt ihn für den Anstifter meiner und Schleesepps Mißhandlung und sprach dies auch verschiedentlich aus. Aber gesetzt, der Königsberger hätte an jenem Sonntag Nacht, als auch ich in dem protestantischen Nachbardorfe mich befand, Prügel gekriegt, hätte er nicht auch mich für den Anstifter gehalten? Allein Respekt vor ihm, jetzt erst, weil er mich vor Gericht zu nehmen wagt, halte ich ihn für gänzlich unschuldig.“

Die weiteren Gerichtsverhandlungen waren kurz; die Anklage war einfach zugestanden; es bedurfte keiner Beweismittel, keiner Zeugenvorladungen u. s. w. Rüttihans mußte dem Königsberger die verlangte Genugthuung geben und wurde außerdem noch in eine Geldstrafe zu Handen des Schulfonds verurtheilt. Endlich sollte nach dem Richterspruch das Urtheil in seinem Heimathdorfe und in den umliegenden Dörfern am nächsten Sonntag in öffentlicher Gemeindeversammlung verlesen und zwei Male in die Kantonsblätter eingerückt werden. Das letztere war für den Rüttihans eine sehr empfindliche Bestimmung: er hatte sich so viele Mühe gegeben, den Königsberger in seinem Dorf und außerhalb seines Dorfes zu verläumden; der Königsberger brauchte nur einen einzigen Gang zu machen, um seine vollständige Ehrenrettung sich auszuwirken und den Rüttihans der ganzen Welt gerichtlich als

Ehrenräuber signalisiren zu lassen! Das ist wieder die alte Geschichte von der Grube, die man Andern graben will, in die man aber schließlich selber fällt!

Nachdem das bittere Urtheil gesprochen und der Königsberger sich entfernt hatte, rückte Rüttihans beim Präsidenten noch mit einem besondern Anliegen heraus. Er verlangte nämlich nichts mehr und nichts weniger als eine gerichtliche Untersuchung gegen die „Mörder.“ Diese Untersuchung war übrigens seiner Zeit auch ohne das besondere Verlangen von Rüttihans bereits eingeleitet worden, allein sie hatte durchaus zu keinem Resultate geführt. In dem protestantischen Dorfe war Niemand Zeuge der Mißhandlung gewesen, die Mißhandelten kannten ihre „Mörder“ selber nicht und die letztern waren durchaus ohne alle Verwundung aus dem Kampfe hervorgegangen: so daß auch nicht die geringste Verletzung sie verrathen hätte. Später wurden unter den Einwohnern des protestantischen Dorfes in Betreff der Attentäter ziemlich bestimmte Vermuthungen laut oder vielmehr nicht laut: denn nachdem man wußte, daß der Eine der Geprügelten wieder gänzlich hergestellt, der Andere auf dem Wege vollständiger Heilung begriffen sei, hätte Niemand in dem Dorfe, wo Alles zusammenhielt wie Kletten, seinen Vermuthungen Worte geliehen, um nicht zum Denunzianten gegen seine eigenen Mitbürger zu werden. Rüttihans und Schleesepp — das wußten Alle — hatten an jenem Sonntag Abend im Ochsen die Prügel herausgefordert; daß sie ihnen in etwas zu reichlich zugemessenem Maaße zu Theil wurden: je nun, die Prügel legt man ja so wenig als die Worte auf die Goldwage!

„Nun“, sagte der Präsident, „könnt Ihr mir vielleicht einige Angaben machen?“

„Hier!“ Und mit diesem Worte langte der Rüttihans den Fetzen von dem blauen Ueberhemde aus der Tasche.

„Was soll ich mit dem?“ fragte der Präsident lächelnd.

„Den hab' ich einem der beiden Prügler von seinem Ueberhemde gerissen. Man soll nun die sämmtlichen Blousen in dem protestantischen Dorfe untersuchen und wem diejenige gehört, in welche dieser Fetzen paßt, der ist der Eine Missethäter“, sprach Rüttihans in seiner Weisheit.

„Habt Ihr sonst keine andern Indizien, könnt Ihr keine bestimmten Angaben machen?“ fragte der Präsident weiter.

„Andere Indizien habe ich keine; ich weiß zwar wohl wer die Prügler gewesen sind, aber ich kann's nicht beweisen.“

„Das ist freilich fatal!“ meinte der Präsident; „mit diesem Hemdfetzen ist nicht viel anzufangen.“

Rüttihans aber hütete sich, die Namen der muthmaßlichen Prügler zu nennen; er hatte so eben erfahren, daß man zuweilen nicht ungestraft den Leuten Böses nachreden kann. —

Man kann sich denken, daß er das Gerichtshaus nicht in der rosenfarbigsten Laune verließ. Es gehörte zu seinen wenig liebenswürdigen Eigenheiten, daß er dann gerade in dieser Stimmung sich in die Gesellschaft von Solchen mischte, von denen er wußte, daß sie ihm nicht grün seien. Es that ihm dann wohl, wenn er andere Leute durch seine Gegenwart ärgern konnte. Er beabsichtigte dieß auch heute und begab sich in das Lamm, wo die Bezirksrichter am Nachtisch saßen. Einige derselben waren ziemlich genaue

Bekannte von Rüttihans, ohne daß sie weder zu seiner Partei gehörten oder sonst seiner Persönlichkeit freundschaftlich zugethan gewesen wären. Auf diese hatte er's besonders abgesehen und kaum hatte er einige Glas Wein getrunken, so fieng er an zu necken und zu sticheln. Mit einem bedeutungsvollen Lächeln fragte ihn Einer der Geneckten:

„Hast Geschäfte hier gehabt?"

„Ein wenig!"

„Ei ja, ist's wahr? Du sollst verwichen so gottserbärmlich Pumpis gekriegt haben? Hast ganz Recht, daß du die Prügler verklagt hast. In's Zuchthaus müßten sie' mir. Es sollen zwei ganz junge und gar nicht einmal starke Bursche gewesen sein? Ist's so?"

Rüttihans knirschte vor Wuth hörbar mit den Zähnen. Auf einen solchen Hohn hatte er sich nicht gefaßt gemacht. Ja gewiß, es war eine Schande, daß der als Haudegen so bewährte Schleesepp und der Rüttihans, der sich auch vor Niemanden gefürchtet, sich von zwei Burschen hatten überwältigen und so jämmerlich durchprügeln lassen, so schmählich, daß sie ihre Gegner nicht einmal mit den Nägeln ihrer Finger hatten zeichnen können!

Der Rüttihans hatte necken und sticheln gewollt, jene ironische Frage des Bezirksrichters war aber ein Stich, wie er von einem haarscharf geschliffenen, zweischneidigen Dolch nicht blutender in das Herz des Demagogen hätte geführt werden können. Und zum dritten Mal haben wir wieder die Geschichte von der bewußten Grube!

Nachdem der Rüttihans, ohne ein Wort mehr zu sagen, wuthentbrannt aufgebrochen war, sagte der Bezirksrichter Gerber lachend zu seinem Collegen:

„Du hast es nun zu bunt desartigem getrieben; es ist eigentlich doch eine Schrofferei desartige Stichelreden zu führen.“

Der Angeredete zündete mit etwelcher Anstrengung seine ausgegangene Cigarre wieder an und erwiederte dann scherzhaft:

„Darf man denn keine offene Frage mehr thun?“

„Schon recht!“ lachte Gerber. —

Inzwischen rannte Rüttihans nach Hause, unterwegs oft laut mit sich selber redend und grimme Flüche ausstoßend. Der verwundende Spott des Bezirksrichters lag ihm ebenso schwer auf dem Herzen als der Urtheilsspruch des Präsidenten.

Er kam in seinem Dorfe früher an, als dies sonst gewöhnlich nach seinen entfernteren Ausgängen zu geschehen pflegte. Vor dem Wirthshause des Dorfes stand der schwer geladene Wagen aus der Kranzmühle; die Pferde fraßen mit mehr Behagen als Hunger den ihnen dargereichten Haber. Drinnen saß der Wunderli, der Himmel weiß, wie schon beim vielten Schoppen.

„Da ist auch einer aus dem verdammten Bezirksort; ich muß doch nachsehen“, dachte Rüttihans und gieng in der Absicht, all seinen Groll auf den unschuldigen Wunderli abzuladen, hinein.

Aber unglücklicher Weise saß der Königsberger, der auch noch nicht lange von dem Bezirksort zurückgekommen war, an dem Tische, dem Wunderli gegenüber, sich an dem lustigen Knecht und seinem gemüthlichen Rausch ergötzend.

„Es lebt! der Wunderli lebt!“ rief der Knecht aus der Kranzmühle dem Rüttihans zu und streckte ihm sein gefülltes Glas entgegen.

Rüttihans verweigerte die Annahme desselben, befahl einen

besondern Schoppen und setzte sich abseits. Er konnte seine Wuth kaum verbergen; das Knirschen seiner Zähne vernahm man ganz deutlich.

„Was ist der Mänsch!" sagte Wunderli. —

Die Dämmerung war schon angebrochen, als der Knecht seinen Wagen bestieg, „Hü in Gottsname" rief und davonfuhr. Es war gut, daß die Pferde den Weg kannten, denn der Wunderli nickte auf seinen Kornsäcken unterwegs etliche Male auf kurze Zeit ein.

Was ist der Mänsch!

Achtes Kapitel.

Das Büsseracher Gesangfest.

Ein milder Septembermorgen lachte über das Thal. An den Bergen zogen einzelne Nebelstreifen hin, nach und nach zerfließend und sich auflösend. Von dem tiefblauen Himmel glänzte warmer Sonnenschein und beleuchtete die Farbenpracht des beginnenden Herbstes, wie sie in wundervoller Schönheit über Wald und Feld ergossen lag. Es war ein Tag von seltener Klarheit.

Auf der Straße, die von Basel in's Laufenthal führt, wandelte heut zahlreiches Volk oder fuhr in Bernerwägelchen und Chaischen dahin. Von Zeit zu Zeit rasselte ein mit frischem Tannengrün und farbigen Bändern geschmückter Leiterwagen daher, von einer muntern Sängerschaar besetzt, mit hochflatternder Fahne. Manches Lied ertönte und namentlich wenn wieder ein Trupp durch ein Dorf kam, wurde aus voller Kehle gesungen. Auch die musikalischen Gebrüder Lang aus Basel befanden sich unter den Wallern. Wenn sie ihre Instrumente an die Lippen setzten und ihre schönen Weisen bliesen, oft heiter und lustig, oft tief und wehmüthig ergreifend: wie horchten dann die Leute überall freudig auf! Ein solcher Gruß war den Einwohnern des Thales schon lange nicht mehr entgegengebracht worden.

Aber auch die dahin wallenden Schaaren freuten sich an dem seltenen Naturgenuß. Hinter Angenstein fängt die Gegend an romantisch zu werden. Hübsche Felspartien schauen von Rechts und Links auf den Wanderer herab. Von drüben grüßt ihn das bescheidene Dörfchen Tuggingen mit seinem spitzen Kirchthurm; rechts über seinem Haupte thronen hoch oben die gewaltigen Ruinen des Schlosses Pfeffingen. Bei Grellingen rauscht die Birs über eine Felsbank, schneeweiß aufschäumend und treibt lustig das Rad der Säge, es mit blinkendem Wasserstaub umwirbelnd. Von nun an läuft die Birs paralell mit der gutunterhaltenen Straße und hart an derselben fort. Bald winkt dir von einer Waide herab Kleinblauen mit seiner Kapelle des hl. Wendelinus entgegen, wohin an dessen Namenstag, am 20. Okt., der Bauer zur Erhaltung und zum Gedeihen seines lieben Vieh's wallfahrtet. Denn der heilige Wendelinus, der auf dieser Erde einst die Schafe hütete, ist der Schutzpatron des „Unvernünftigen", d. h. des unvernünftigen Vieh's. „Der eilige Wandlen", so hörte ich einst einen Pfarrer aus dem welschen Bernbiet predigen, welcher der deutschen Sprache nicht recht mächtig war: „der eilige Wandlen isch ein großer Veh-Eiliger bei Gott!"

Nun öffnet sich das Thal. Bei Zwingen, das mit seinem malerischen Schlosse hart an der Birs liegt, überschritten die Wanderer den Fluß und lenkten nach Süden ein. Freudig richteten sich Aller Augen gegen die Berge. Großmächtige Flaggen wehten links von der hochragenden, das ganze Thal beherrschenden Ruine Thierstein, rechts von einer steilen Felswand majestätisch herab. Gewiß, nicht nur der Himmel zeigte ein festliches Antlitz, nicht nur hatte

er die Erde in ein reichfarbiges Feierkleid gehüllt: auch die Menschen hatten mit sinnigem Geschmack den Festplatz geziert und hatten sich geschmückt mit frohem Gemüth und sonntäglichem Staate.

Es war am 12. September 1847, als das Büsseracher Gesangfest gefeiert wurde.

Eine ähnliche Feier hatte dieses Thal noch nie erlebt. An kirchlichen Festlichkeiten war zwar dahinten von jeher nie Mangel. Nun wollte man aber versuchen, ob sich die Menschen nicht auch auf weltliche Weise würdig freuen könnten. Einige liberale Beamte und andere gebildete junge Männer hatten das Fest veranstaltet und die Nachbarn dazu eingeladen. Der Versuch gelang vollkommen. Von allen Seiten her strömten die Leute herbei, nicht nur auf der Straße von Basel in's Laufenthal, auch von Balsthal, von den Bergen herab aus den Sennhütten, von Waldenburg, von Liestal, von Laufen, über den Blauen u. s. w. kam zahlreiches Volk, theils vereinzelt, theils in geordneten Sängergesellschaften.

Auf dem Festplatz bei Büsserach herrschte bald ein munteres Treiben; immer mehr füllte sich die mit Guirlanden und Wimpeln geschmückte Festhütte, immer zahlreicher wurden die Banner, die von einziehenden Sängervereinen zur Aufbewahrung auf der Fahnenburg abgegeben wurden. Das war ein Summen und Drängen von Böllerschüssen unterbrochen, von Begrüßungsreden übertönt, von wechselnden Gesangstücken durchflochten!

Endlich ordnete sich der Zug der Sänger. Jedem Verein wurde seine Fahne wieder überreicht und unter klingendem Spiel bewegte sich die weltliche Prozession unter Ehrenpforten mit grüßenden In-

schriften hindurch zur Kirche. Man sah in diesem Zug keine Chorhemden und Meßgewänder, aber alles vergnügte Theilnehmer, das rothe Sängerzeichen im linken Knopfloch und unter dem linken Knopfloch ein freudig hüpfendes Herz, Hut und Mütze mit Eichenlaub oder einem Tannenzweig geschmückt. Und in der Büsseracher Kirche war es, als ob am 12. September 1847 die zweite Auflage des Sängerkriegs auf der Wartburg gefeiert wurde: fürwahr, ein sehr friedlicher Krieg!

Nach der Gesangsaufführung ging's aus der Kirche wieder auf den Festplatz. Die Sänger setzten sich an die gedeckten Tische. Die Festhütte war von einer immer noch anwachsenden Menschenmenge umwogt; aber auch in der Hütte drinnen sah man alle Tische dicht besetzt und die ältesten Männer und Frauen des Schwarzbubenlandes erinnerten sich nicht, in ihrem Leben je so viele Kinnladen auf einmal in essender Bewegung gesehen zu haben, wie heute in der Festhütte von Büsserach.

Und nun folgte Toast auf Toast. Der erste wurde vom Festpräsidenten mit weithin tönender Rede dem Vaterlande ausgebracht, dem freien, einigen Vaterlande und allen Schweizern, die es mit ihrer Heimath gut meinen und dieselbe weder an Frankreich, noch an Oestreich, noch an Rom verrathen wollen. Ein einhelliges, tausendstimmiges Bravo erfüllte dröhnend die Luft.

„Habt Ihr's gehört?“ so flüsterte unter der Volksmenge der Eine dem Andern bedeutungsvoll zu.

Ein anderer Redner wies auf die Ruine Thierstein hin, indem er das Volk anfragte, ob es wünsche, daß die Ruine wieder aufgebaut, daß ein Landvogt wieder darin hausen möge?

Ein wüthendes „Nein! Nein! Nein!“ ertönte aus Aller Munde.

„Nun wohlan denn“ — fuhr der Redner fort — „Ihr wünscht die alte Zeit nicht mehr zurück, Ihr wünscht die Tyrannei nicht mehr zurück, Ihr wünscht geheime Verfolgung, Religionshaß und Intoleranz nicht mehr zurück: es lebe gegenseitige Duldung in Liebe und Frieden!“

„Es lebe hoch!“ hieß es wieder wie aus Einem Munde.

Ein dritter Redner brachte dem Bezirksarzt der Amtei Thierstein sein Hoch. Dieser galt nämlich als ein hauptsächlicher Veranstalter des Festes. „Allein nicht bloß“, sagte der Redner ferner, „dem Arzte als aufopferungsvollem Beförderer dieses so schönen Festes, sondern auch dem Arzte als Wohlthäter der Menschheit gilt mein Hoch. Er heilt die Wunden, mit denen unser Körper oft behaftet ist, er ätzt das faule Fleisch weg, das die Heilung verhindern will. Sänger! Eidgenossen! Auch unser Vaterland ist krank; auch es leidet an einer eiternder Wunde. Ich bringe endlich demjenigen Arzte, der das faule, umsichfressende Fleisch von der klaffenden Wunde unseres Vaterlandes entfernt, ich bringe der liberalen, thatkräftigen Eidgenossenschaft mein Hoch!“

Das war deutlich gesprochen. Ein stürmisches, nicht endenwollendes, Alles mit sich wie ein Wirbelwind fortreißendes Hoch erscholl muthvoll und entschlossen gen Himmel.

Es war für die Anordner des Festes, die damit die Stimmung des katholischen Volkes jenes Landestheils sondiren, zugleich aber, so weit es angieng, für die liberale Sache der Schweiz gewinnen wollten, ein freudig bewegter Augenblick, als sie das Volk mit

solcher Entschiedenheit sich aussprechen hörten. Ihre Erwartungen wurden weit übertroffen.

Von nun an war der Redestrom kaum mehr zu bannen; das einmal angeregte Thema wurde auf alle mögliche Weise variirt und je ärger nun Einer gegen Jesuiten und Sonderbund loszog, um so lebhafter rauschte ihm der Beifall des Volkes entgegen.

Bis in die Nacht hinein ertönten jubelnde Gesänge und geharnischte Toaste und nur zögernd schickten sich Sänger und Sängerfreunde zur Heimkehr an.

Die Stimmung des Volkes, die sich an diesem schönen Feste so wacker ausgesprochen hatte, fluthete aber in immer größern Ringen weiter und zog immer mehr Herzen in seine Kreise.

Außer dieser vaterländischen Bedeutung hatte das Büsseracher Gesangfest noch seine rein menschliche Seite. Es war ein Verbrüderungsfest unter Männern, die einander in ihrem Leben noch nie gesehen hatten, und durch kantonale Grenzen und verschiedene Confessionen getrennt waren. Die kantonale Fremdheit und das konfessionelle Mißtrauen zerrann und schwand auf diesem heitern Festplatze wie die Nebel des Herbstmorgens. Man schaute sich gegenseitig in das freudigstrahlende Auge, ohne sich zuerst nach Heimath- und Taufschein zu fragen. Mancher Smollis wurde getrunken, mancher Freundschaftsbund geschlossen und wo sich Herz zu Herz schon früher gefunden hatte, wob sich das duftige Band der Liebe nur noch fester und verband sie noch inniger.

Der Königsberger hätte sich an diesem festlichen Sonntage um keinen Preis zu Hause halten lassen. Schon früh eilte er über den Berg. Wie schlug sein Herz, als er die roth und weißen Flag-

gen im hellen Sonnenscheine wehen sah! Auch noch einige andere junge Leute aus seinem Dorfe, Mädchen und Jünglinge, hatten sich zu dem seltenen Feste eingefunden. So ein bitterböses Gesicht der Reininger auch machte: seine Frau setzte es durch, daß ihre ältern Kinder dasselbe ebenfalls besuchen durften.

Seit Langem sahen sich der Königsberger und Regina in Büsserach wieder zum ersten Male und im Gemenge der allgemeinen Freude fanden sie hier seit Langem wieder zum ersten Male Gelegenheit, „Hand in Hand und Lipp' auf Lippe“ die Empfindungen ihrer seligen Herzen auszutauschen. Was sie sich gesagt, das wüßtet Ihr wohl gern, liebe Leser und Leserin? Der Erzähler dieser Geschichte antwortet Euch aber mit den Worten Uhlands:

„Und wollt' es ein Mädchen wissen,
Dem thät' ich's plötzlich kund,
Dürft' ich sie umfahn und küssen
Auf den rosenrothen Mund.“

Neuntes Kapitel.

Die Entscheidung.

Das Büsseracher Gesangfest tönte noch lange in der Erinnerung der Menschen nach. Die Kinder auf der Herbstweide, die jungen Leute auf dem Felde versuchten pfeifend und singend die klangreichen Melodien nachzuahmen, die sie am Feste gehört hatten. Wo Zwei sich trafen, priesen sie das schöne Wetter des 12. Septembers, ergingen sich in Lobeserhebungen über die sinnigen Anordnungen auf dem Festplatz, über die würdige Gesangsaufführung, über die entzückende Musik der Gebrüder Lang und über den in der That durch keinen Mißton gestörten harmonischen Verlauf der ganzen Feier. Vor Allem aber bildeten die ausgebrachten Toaste das Gespräch des Tages. Die Jugend des Schwarzbubenlandes — das stand fest — war größtentheils für die in Büsserach ausgesprochenen freisinnigen Ideen gewonnen, und ältere Männer, die vor Kurzem noch mit aller Entschiedenheit auf Seiten der Jesuitenpartei gestanden waren, fingen an, an der Richtigkeit ihres bisherigen Standpunktes zu zweifeln. Das Büsseracher Gesangfest bezeichnete im Schwarzbubenland einen Wendepunkt der öffentlichen Meinung.

Auch in dem Bezirksorte sprach man noch lange vom 12. September und den schwungvollen, zum Herzen dringenden Toasten.

Und als einst nach einer Gerichtssitzung derjenige Redner, der am Sängerfest dem Arzte sein Hoch ausgebracht hatte, zufällig in das Lamm kam, schüttelte ihm Bezirksrichter Gerber kräftig die Hand und sagte:

„Allen Respekt vor einem *solchen* Redner, Du hast Dich in Büsserach *famös an den Pranger gestellt.*"

Der also Angeredete, der mit Gerbers Sprechweise nur oberflächlich vertraut war, wußte nicht, was das heißen sollte und gerieth in die sichtbarste Verlegenheit. Erst als Gerber mit der ihm eigenen ungeheuchelten Aufrichtigkeit seine in Büsserach gehaltene Rede eine *abstracte* nannte, ging jenem einigermaßen das Verständniß dieser Ansprache auf.

„Du meinst, ich hätte eine ordentliche Rede gehalten?"

„Ja, als Redner hast Du in Büsserach geprangt," erläuterte Gerber. —

Mit der Hitze des Sommers hatte in dem Dorfe Reiningers auch die Erhitzung der Gemüther um ein Merkliches nachgelassen. Der Rüttihans hatte wohl noch einige rohe Bursche zu seinen Anhängern, mit denen er die Einwohner zu terrorisiren fortfuhr. Allein der größere Theil derselben fing nach und nach an, dem Manne auszuweichen. Es war nun auch bekannt, daß er und sein Begleiter in dem protestantischen Dorfe an jenem Sommersonntage durch freche Sticheleien ihre Mißhandlung selber provozirt und in einem betrunkenen Zustand das Dorf verlassen hatten; das verminderte wesentlich die Theilnahme, die man bisher den Beiden geschenkt hatte. Und seitdem der Königsberger klagend gegen Rüttihans aufgetreten und der letztere mit Recht in eine Strafe verfällt

worden war, nahm auch die allgemeine Stimmung in unserm Dorfe für den Königsberger eine vortheilhaftere Wendung. Dies war namentlich auch bei Reininger der Fall, obgleich er sich darüber nicht aussprach.

Aber auch die veränderte Atmosphäre der Zeit übte ihren wohlthätigen Einfluß. Selbst die enragirtesten Feinde der Liberalen unterließen es nun, diesen „Freischäärler-Chaib" und ähnliche, damals so zeitgemäße Bezeichnungen nachzurufen. So schrille Mißtöne waren seit dem Büsseracher Gesangfest außer Cours gekommen.

Endlich hatte sich auch die Tagsatzung zu kräftigen Beschlüssen aufgerafft. Anfänglich hatte man noch geglaubt, auf friedliche Weise mit dem Sonderbund und der Jesuiten-Angelegenheit fertig werden zu können; ja man war sogar schwach genug, der Sonderbundspartei die Entscheidung des Papstes vorzuschlagen. Glücklicherweise ging aber dieselbe auf diesen Vorschlag nicht ein.

Nachdem nun alles Mögliche erschöpft war, die so weithintragende Streitfrage des Tages auf friedliche Weise zu schlichten, beschloß die Tagsatzung endlich die gewaltsame Auflösung des Jesuitenstaates, der sich in das Herz der Schweiz eingenistet hatte. Das Militär wurde aufgeboten und auch aus Reiningers Dorfe mußte die milizpflichtige junge Mannschaft in's Feld rücken.

Es war gerade am Delsberg-Markt, als die letztere in voller Rüstung, von bekümmerten Verwandten noch eine Strecke Wegs begleitet, das Dorf verließ. Unter den Milizpflichtigen befand sich auch der Königsberger. So freudig er gegen den Sonderbund in's Feld zog, so that ihm doch der Abschied von Regina weh. „Vielleicht komme ich nicht mehr zurück," dachte er, „und bevor ich

meinem Schicksal entgegengehe, will ich mich in Betreff meines Verhältnisses mit Regina offen und redlich der Frau Reininger gegenüber erklären; mag sie es auch aufnehmen, wie sie will: ich bin mir keiner Schuld bewußt und Regina auch nicht."

An demselben Tage, als seine milizpflichtigen Kameraden am Morgen zur Beicht und Kommunion gegangen waren, wandelte der Königsberger am Abend in Reiningers Haus, um Regina's Mutter eine Beichte abzulegen. Er konnte diesen Gang um so eher wagen, als der Reininger auf den Delsberg-Markt verreist war.

„So, das ist brav", sagte Frau Reininger, als er in die Stube trat, „das ist brav, daß Ihr auch noch zu uns kommt, bevor ihr in's Feld zieht. Geh' Regina und hol' eine Flasche Wein."

Während sich Regina mit verweinten Augen entfernte, sagte der Königsberger weichmüthig:

„Es ist vielleicht das letzte Mal, daß wir uns sehen; ich möchte aber als ehrlicher Bursche von Euch scheiden. Ja ich will's nur gleich gestehen: ich liebe Eure Tochter Regina und sie liebt mich. Gelt, Ihr seid mir doch nicht böse", schloß er das kurze Geständniß und reichte der Mutter die Hand dar.

„Böse bin ich wohl nicht, lieber Königsberger", erwiederte Frau Reininger! „Aber habt ihr beide Euch auch geprüft, ob Euere Herzen vor Gott und der Welt zusammengehören? Wenn das ist, so habt Ihr meine Einwilligung; aber der Va er hat auch noch ein Wort dazu zu sagen."

Unterdessen kam Regina mit dem Weine.

Es war eine stille, rührende Unterhaltung, womit drei gute Menschen den schweren Abschied verkürzten.

„Es muß sein!“ sagte man endlich, gegenseitig Thränen in den Augen.

„Behüt dich Gott!“ sagte Frau Reininger bewegt zu Königsberger und ihm warm die Hand drückend; „gebe der Himmel, daß du bald wieder froh und gesund zu uns zurückkehrst.“

Regina leuchtete dem Königsberger hinaus; noch Vieles hatten sich die Liebenden in dieser heiligen Stunde zu sagen.

„Und wenn ich nicht mehr zurückkomme, gelt du vergißt mich nie!“

„Nie!“ sagte Regina und fiel dem Geliebten laut schluchzend um den Hals.

Aber es mußte geschieden sein. —

Das Militär stand schon einige Zeit im Dienste des Vaterlandes. Alles wartete mit größter Spannung auf Nachrichten. Bald hieß es, daß Freiburg kapitulirt habe. Auch der letzte Jesuitenfreund verstummte nun in unserm Dorfe. —

Es war ein ziemlich milder Novembertag, es war am 24, als der Reininger, die Axt auf der Schulter, in den Wald gieng. In den Eichen begegnete ihm Rüttihans; Reininger hatte den seit einiger Zeit so schweigsam gewordenen Mann, der sonst immer Neuigkeiten wußte, schon lange nicht mehr gesprochen. Heute hätte er gerne etwas Neues von dem Zeitungsleser erfahren. Aber der Letztere fieng sogleich von andern Dingen als von Politik zu reden an.

„Weißt auch“, sagte Rüttihans, „morgen Abend ist die Steigerung vom Schreinerdurs; da kann man jedenfalls wohlfeil Land

kaufen; die Preise sinken überall. Ich hab' im Sinn auf den Brunnacker zu bieten."

Der Brunnacker lag aber neben einem Grundstück von Reininger und die Erwerbung desselben in hohem Grade in seinem landwirthschaftlichen Interesse. Er sagte daher:

„Und ich werde auch darauf bieten!"

„Weißt was", erwiederte Rüttihans, „wir wollen den Acker einander nicht vertheuern; was giebst mir, wenn ich nicht biete?"

„Hundert Franken!"

„S'bleibt dabei", sagte Rüttihans und reichte dem Reininger die Hand. —

„Weißt nichts Neues vom Krieg?" fragte nach einer Pause der Letztere.

„Gar nichts; ich krieg' meine Zeitung schon lange nicht mehr, und hab' sie doch bezahlt. Die Eidgenossen lassen gar nichts mehr aus den Sonderbundskantonen heraus; ist das bei Gott auch recht?"

Der Reininger schwieg und lächelte nachdenkend. —

Am Abend giengen die beiden Männer wieder miteinander vom Walde nach Hause.

Auf einmal blieb der Reininger stehen und rief erstaunt:

„Was ist das? Sieh' dort das Feuer?"

Rüttihans sah nach der bezeichneten Stelle und sagte dann betroffen.

„Es werden Schulbuben oder Holzsammler das Feuer zu ihrer Freude angemacht haben."

O nein, das war kein Feuer von Schulknaben oder Holzsammlern! Hoch auf der Gempenfluh verkündete die gen Himmel lodernde Flamme weithin den Sieg der Eidgenossenschaft über den Sonderbund! Aber noch höher als jene Feuersäule flammte in allen vaterländisch gesinnten Herzen die Freude über die schmachvolle Niederlage der verrätherischen Jesuitenpartei!

Zehntes Kapitel.

„Es lebt!"

Am folgenden Tage ertönten in allen Thälern des Vaterlandes Freudenschüsse und in allen Dörfern offenbarte sich lauter Jubel. Nur der Rüttihans war niedergeschlagen; der Reininger dagegen beobachtete den neutralen Gleichmuth, den man schon seit einiger Zeit an ihm bemerkt hatte.

Am Abend fand im Wirthshause die Steigerung statt. Es gieng bei diesem Anlasse lebhaft her. Viele Leute waren heute expreß nach Basel gegangen, um nähere Nachrichten über die Schlacht von Gislikon zu vernehmen; sie tauschten nun dieselben im Wirthshause gegenseitig aus.

Inzwischen war der Brunnacker zur Versteigerung gekommen; Reininger that ein annehmbares Bot und hatte Grund zu glauben, daß ihn Niemand überbieten werde.

„Achthundert Franken zum Ersten, zum Andern und zum, zum, zum — —" rief der Waibel.

„Und der Königsberger ist mitten im Feuer von Gislikon gewesen", lautete es an einem Wirthstische.

Der Reininger näherte sich demselben neugierig und hörte nun aus dem Munde Mehrerer die Sache bestätigen.

„Zum dritten!“ rief der Waibel mit sinkendem Tonfall und strich mit der Kreide durch die Null auf dem Täfelchen.

„Wer ist Beständer?“ frug der Schreiber.

„N. N., genannt Rüttihans“, antwortete der Waibel.

„Was, nicht ich?“ rief hastig der Reininger.

„Nein“, bestätigte der Waibel, „der Rüttihans hatte zu den achthundert Franken noch einen Franken geboten.“

Der Acker war Tausend Franken unter Brüdern werth!

„Chaib, Chaib, Chaib!“ schrie der Reininger vor Zorn außer sich und verließ die Stube.

Er war von seiner Freundschaft mit dem Freunde der Jesuiten von nun an gründlich und für immer kurirt. Er sagte später auch einmal zu seiner Frau, daß er nun bestimmt wisse, daß die wahre Religion nicht bei den Jesuiten und ihren Anhängern gesucht werden müsse! —

Die eidgenössischen Truppen kehrten nach und nach wieder an den heimischen Herd zurück. Wie der Königsberger in unserm Dorfe anlangte, wollte ihn Alles sehen, Alles von ihm die denkwürdige Schlacht erzählen hören, in deren Feuer er, glücklicher Weise ohne verwundet zu werden, gestanden hatte. Bei seinem Besuche in Reiningers Haus gab ihm der Letztere sogar die Hand und lud ihn auf den nächsten Sonntag zu sich ein, um von ihm seine Kriegserlebnisse zu hören. Der Königsberger folgte natürlich dieser Einladung sehr gerne. Nicht nur die eigenen interessanten Erlebnisse des Feldzuges wußte er zu erzählen: er schilderte auch mit

vieler Lebendigkeit die Gegenden, durch die er marschirt, und theilte merkwürdige Beobachtungen mit, die er an Land und Leuten gemacht hatte. Für Reininger war es besonders von Werth zu vernehmen, auf welche heillose Weise die Jesuiten das Volk betrogen hatten.

„Ja Betrüger sind sie und ihre Anhänger, sie haben keine Ehre und kein Wort gilt bei ihnen“, sagte der Reininger.

Der Königsberger war ebenso erstaunt, als es für ihn von guter Vorbedeutung schien, den Mann so gänzlich bekehrt zu sehen. Es gehörte aber auch eine so grundbrave Frau, wie die Reiningers, so gut geartete Kinder wie seine, so denkwürdige Erlebnisse wie die jenes Jahres und so täuschende Erfahrungen wie die jüngst an Rüttihans gemachte dazu, um das stahlharte Gemüth des in seiner Erziehung so gänzlich vernachläßigten Mannes endlich zu erweichen.

Als der Königsberger nach einiger Zeit um die Hand seiner Tochter Regina anhielt, gewährte er sie ihm ohne allen Anstand. Was er einst als etwas Unmögliches zu sich selber gesagt hatte, daß er nämlich eher ein Freischäärler als daß der Königsberger sein Tochtermann werde: das war jetzt zur Wirklichkeit geworden: der Reininger hatte sich in seinem Innern gänzlich von der Jesuitenpartei losgesagt und sich den „Liberalen“, den „Freischäärlern“, der großen vaterländisch gesinnten Partei angeschlossen.

An der Fastnacht hielten der Königsberger und Regina im Gasthof zum Lamm, in jenem uns schon bekannten Bezirksorte, eine lustige Hochzeit. Der Wunderli war zwar nicht dazu eingeladen, aber er kam aus der Kranzmühle dennoch in's Lamm, um den jungen Eheleuten zu gratuliren. „Es lebt!“ rief er, als er

mit dem jungen Ehepaar anstieß; mit diesen zwei Worten wollte er sagen: es möge freudig und glücklich leben!

„Es lebt“ auch in der That in glücklicher Ehe und der alte Reininger „lebt“ erst jetzt seine Jugend, die er nie gehabt, im freudenvollen Kreise blühender Enkel!

Die Wallfahrt nach Mariastein.

Erstes Kapitel.

Das Fronleichnams-Fest.

Man mochte fast glauben, als sei der Juni-Abend, in dessen Sonnenglanz zwei Studenten durch das grüne Kornfeld ihrem gemeinschaftlichen Heimathdorfe zuwanderten, als schmucke Vorfeier auf das morgige Fronleichnams-Fest expreß bestellt worden: so untadelhaft rein war der Himmel, in so unbefleckter Glorie strahlte die Sonne und waren die nahen Berge mit einem so ahnungsvollen violetten Duft umflossen! Der Abend hatte in der That etwas Festliches; in der ganzen Natur wehte und webte eine andachtsvolle Stimmung. Aus den Dörfern, die nicht weit von einander im Thale zerstreut lagen, klangen die Feierabendglocken; von da und dort her vernahm man den Schall der Trommel, die offenbar sich selber und die Kriegsmacht der Gemeinde, die zu Ehren des Allerhöchsten unter's Gewehr treten sollte, auf das hohe Fest hin dienstlich einübte. Sonst überall feierliche Stille, kaum daß ein Luftzug die grünen Kornwellen, in denen der rothe Mohn so üppig blühte und die Cyane ihre blaue Farbe so bescheiden zum Schmucke des Feldes steuerte, leise hin und her bewegte.

Um so geschäftiger sah es in dem Dorfe, dem Ziele unserer beiden Wanderer, aus.

Dieselben hatten den letzten Frühling ihre Studien auf einer gemeinschaftlichen Universität vollendet. Wenngleich nicht nur die Wahl ihres künftigen Lebensberufs eine verschiedene war, sondern auch ihre Lebensansichten sehr bedenklich auseinander zu gehen anfingen, so hatten sie doch bis an's Ende ihrer Studienjahre treugesinnt bei einander ausgehalten und die großen Freuden und kleinen Leiden des akademischen Lebens redlich miteinander getheilt. Eine gemeinschaftliche Reise in mehrere Städte Norddeutschlands bildete den Schluß ihrer Universitätszeit; wir treffen sie, auf der Rückkehr begriffen, wie sie schon den gastlichen Herd ihrer Eltern rauchen sehen und den Schall der Glocken hören, die ihre Geburt begrüßt hatten.

Man sah es ihnen auch schon äußerlich an, daß sie verschiedenen Geistes Kinder waren. Zwar hatten sie das noch miteinander gemeinschaftlich, daß sich ihre Kleidung weder durch besondere Feinheit des Stoffes, noch durch das Geschmackvolle des Schnittes auszeichnete. Namentlich verriethen die Hemden durch ungeregelte Brustfalten und durch Krägen, die vermöge ihrer gestärkten Unbeugsamkeit den Ohren sehr gefährlich werden können, eine unverkennbar bäurische Abkunft. Dagegen zeigte Gustav durch seine ganze Haltung und, soweit es anging, auch durch die Kleidung etwas Burschikoses, Ungenirtes, Trotziges; er zwirbelte gern an seinem hervorsprossenden Schnurrbart und zog und zerrte auch fortwährend an seinem Backenbärtchen, um es an ein fleißigeres Wachsthum zu gemahnen. Sein Haupt zierte eine leichte Mütze, die in Bezug auf Form und Farbe mit sämmtlichen von Alters her üblichen Kopfbedeckungen seiner Heimath in greller Opposition stand.

Ganz anders sah Florian aus. Für ihn war das Rasiermesser schon so nothwendig geworden, wie der tägliche Kaffee; wehe dem Häärchen, das sich auf der Oberfläche seines eingeseiften Gesichtes zeigte: es war unerbittlich dem Messer verfallen! Auch das Haupthaar durfte sich nicht allzu keck hervorwagen; um so länger war aber der schwarze Rock, der über die Kniekehlen hinabhing und trotz der nicht zu verachtenden Sonnenhitze beinahe bis an den Hals zugeknöpft war. Eine weiße Halsbinde war um den bewußten unbändigen Hemdkragen geschlungen und ein schwarzer Hut, eine sogenannte Angströhre, bedeckte das jugendliche Haupt Florians. Kurz, man sah es dem Küchlein, das noch nicht einmal aus dem Ei des Jünglingsalters geschlüpft war, an, daß es eine geistliche Henne werden wollte. In der That war Florian auch im Begriff, sich auf die nächstens zu erhaltenden Weihen vorzubereiten, um sich dann bald irgendwo als wohlbestallter Pfarrer häuslich niederzulassen. In diesem Vorgefühle und im Anblick der nahen Heimath sang der zukünftige Cölibatär den letzten Vers des schönen Liedes von Göthe:

„Schon ist mir das Thal gefunden,
Wo wir einst zusammengeh'n,
Und den Strom in Abendstunden
Sanft hinunter gleiten seh'n.
Diese Pappeln auf den Wiesen,
Diese Buchen in dem Hain!
Ach, und hinter allen diesen
Wird doch auch ein Hüttchen sein!"

Dagegen war Gustav unpatriotisch genug, hell aufzujubeln:

„Mein Herz ist am Rheine, im heimischen Land" 2c.

Unterdessen kamen unsere Freunde in ihrem Heimathsorte an, wo überall die lebhafteste Thätigkeit sich kundgab. Vor jedem Hause wurde auf das Emsigste gekehrt, und namentlich in denjenigen Gassen, durch die sich morgen die Prozession bewegen sollte, wetteiferte jedes Haus in der würdigsten Herstellung eines angemessenen Schmuckes. Ueberall war das Pfahleisen thätig, um links und rechts der Straße junge Buchen- und Birkenreiser einzurammen. Wo ein Altar sich erheben sollte, ward dessen Platz mit einem weiten Halbkreis frischen Waldesgrün umgeben. Aber vor Allem füllte sich die Kirche mit der Zierde des Waldes. Glattstämmige Buchenbäume wurden auf beiden Seiten der drei Altäre aufgestellt, und das helle Grün ihrer Blätter kontrastirte prächtig mit dem Gold und den Farben, womit die Bilder dieser Altäre mehr als reichlich bedacht waren.

Daß sich bei diesen festlichen Vorbereitungen die Jugend besonders bethätigte, versteht sich wohl von selbst. Im Herbeischaffen von grünem Reisig aller Art, Moos und Ephen zur Verzierung der Altäre waren die Knaben unermüdlich, während die Mädchen, die Scheere in der Hand, die Blumengärten durchstöberten, die Rosenstöcke plünderten, Tulpen, Nelken, Sternblumen, „Schneeballen" u. s. w. mit sich nahmen, um damit Kränze und Guirlanden zu flechten und dadurch das Allerhöchste auf zarte und sinnige Weise zu ehren. Man muß den Ernst und Eifer selber schon angesehen haben, womit diese Huldigungsvorarbeiten betrieben werden, um zu begreifen, wie oft eine rohe Bauerndirne, ein „ordinäres Mensch" in diesem jährlich leider! nur einmal privilegirten Rosenkranzflechten ihr Herz in seiner ganzen Ursprünglichkeit zurückgehaltener

Empfindung aufknospen läßt, daß sie den gewohnten, den ganz vernünftigen und selbstverständlichen Zumuthungen ihrer männlichen Hausgenossen für dies Mal absolut kein Gehör schenkt. „Mariann, räum' den Tisch ab, wir wollen zu Nacht essen“ — das ist am Frohnleichnams-Abend in unserm Dorfe eine zwar oft gehörte, aber von der Mariann immer überhörte Mahnung. Nein, Grün und Blumen bleiben unantastbar auf dem Tische liegen, bis alle Kränze gewunden, alle Sträuße gebunden und Alles hergerichtet ist, den Herrn mit Hosiannah morgen zu empfangen. Vater, Sohn und Knecht mögen unterdessen zusehen, wo sie ihre Suppe verzehren; auf dem Tisch giebt's vor der Hand keinen Raum für sie, und für das zweckdienliche Zuwarten dürfte ihnen die Geduld ausgehen. Denn es ist eine bekannte Geschichte, daß die Schönen zu Land und zu Stadt mit ihrem eigenen und fremden Putze so lange zu thun und zu „niggeln“, zu verändern und wieder herzustellen haben, daß dies billigerweise nie von einer Mannsperson abgewartet werden kann. Und heute gilt es ja den höchsten und schönsten Schmuck und Putz. Schätzt euch glücklich, ihr guten Leute, wenn morgen der Tisch zum Frühstück abgeräumt ist!

Aber auch das eifrigste Rosenkranzflechten verhinderte nicht, daß die Ankunft unserer jungen Wanderer unbemerkt geblieben wäre. Die verschiedenen Häuser des stillen Dorfes standen zwar nicht durch telegraphische Drähte miteinander in Verbindung; allein irgend etwelche blitzschnelle Geister, die von solchen Drähten ganz unabhängig sind, müssen die Ankunft unserer hoffnungsvollen Jünglinge sogleich überall verkündet haben. Denn kaum hatten sie das Westend des Dorfes betreten, so öffneten sich am Ostend schon

neugierige Fenster. Bei wem sie vorbeikamen, wurde ihr freundlicher Gruß ebenso freundlich erwiedert, und hatte sich namentlich Florian mehrerer respektvoller Knixe älterer Frauen zu erfreuen, während auch die Mädchen ihn mit viel weniger Zurückhaltung bewillkommten, als seinen Freund Gustav. Die Frauen ehrten in Florian offenbar den künftigen Priester und die ungenirte Freundlichkeit der Mädchen gegen ihn, der ja doch nie heirathen wollte und sollte und durfte, konnte in keinem Falle zweideutig ausgelegt werden. Auch bei den übrigen Einwohnern des Dorfes stand Florian in höherem Ansehen als Gustav, die den letzteren nach altpatriarchalischer Anschauungsweise, da er nicht „auf geistlich" studirt hatte, als einen „gefehlten" Studenten ansahen.

Wo aber beide einen gleich aufrichtigen, innigen, herzlichen Willkomm, einen thränenfreudigen Empfang fanden, das war bei den Herzen ihrer beiden Mütter, die als bejahrte Wittwen in ihren aufblühenden Söhnen die schönste Freude ihres Lebens hatten.

Trommelwirbel hörte man in unserem friedlichen, abgelegenen Dorfe jährlich nur einmal, am Fronleichnamstag. Wenn aber da der Tambour das Kalbfell rührte, so durfte er auf eine sehr dankbare Zuhörerschaft rechnen. Kaum gönnte sich die männliche Jugend den erquickenden Schlaf der kurzen Sommernacht, und wenn dann der Tambour morgens schon vor drei Uhr auf der stillen Gasse die Litzen der Trommel anzog und mit einzelnen Schlägen ihre Stimmung versuchte: hei, da huschten aus den Hinter- und Stallthüren der Häuser die hellaugigen Knaben und umringten

die seltsame militärische Größe. Schlags drei Uhr wird dann die Runde durch das Dorf angetreten, lustig tanzen die Schlegel auf dem ausgespannten Fell und markdurchschütternd wirbelt's Gasse auf und ab. Die muthige Jugend aber folgt dem Tambour in militärischer Ordnung und sucht einen richtigen Schritt einzuhalten.

So war's auch dies Jahr wieder. Bis die Reveille ihre Runde durch das ganze Dorf gemacht hätte, war's vier Uhr und Alles wach und munter geworden. Der Fronleichnamstag war mit thauiger Sommerfrische und goldenem Sonnenglanz angebrochen; das ganze Dörfchen stand im grünen Schmucke des Waldes. Früher wie sonst wurden heute die profanen Geschäfte abgethan, um für höhere Dienste noch hinlänglich Zeit zu gewinnen. Noch gab es auf der Straße zu kehren, die Lücken von grünem Reisig auszufüllen oder dem Siegrist in seinen kirchlichen Zurüstungen behülflich zu sein. Vor allem aber nahm die Aufrichtung der vier Altäre, die der heutigen Prozession als ebensoviele Stationen dienen mußten, die eifrigste künstlerische Thätigkeit der Dorfbewohner in Anspruch. An vier eingerammten Lindenbäumen, die ihr volles Laubwerk oben zu einem Baldachin zusammenschlossen, wurden blendend weiße Linnen sorgfältig angeheftet und manchmal noch mit buntbemaltem Tapetenpapier überzogen. Wer irgend etwas an schönen Tableaux aufzuwenden hatte, steuerte es freigebig bei, und so wurde denn der weiße oder farbige Grund des Altars von dem grünen Dachzelt der Lindenbäume bis hinunter auf Brusthöhe mit Werken der Malerei, des Steindrucks oder der Holzschneidekunst auf's Mannigfaltigste dekorirt. Das „Abendmahl“ nahm an unseren Altären in der Regel passend den Mittelpunkt ein: gilt ja doch das Fron-

leichnamsfest dem Altarsakrament, das nach der Lehre der katholischen Kirche durch das Abendmahl eingesetzt wurde. Daneben fehlt nie ein Bild der heil. Maria, die „Geburt Christi", der „heil. Josef", Apostel, Päpste, Bischöfe und die in vielen katholischen Häusern in neuerer Zeit so populär gewordene Philomena. Da gewöhnlich der Pfarrer des Orts die schönsten und meisten „Tafeln" besitzt, so wird seine Köchin am Fronleichnamstag immer sehr in Anspruch genommen, die auch in unserem Dorfe mit ihrer aushelfenden Güte überall bei der Hand war und das kleine Pfarrhaus mit bilderstürmendem Eifer zu Gunsten der vier Altäre all seiner Tableaux beraubte.

Aber auch Gustav, dessen elterlichem Hause die Errichtung eines Altares oblag, verfehlte nicht, hiefür das Seinige beizutragen. Noch vor seinem Abgang von der Universität hatte er von einem Freunde Lessings Huß vor dem Conzil zu Konstanz zum Geschenke erhalten. Das Bild war in eine hübsche Goldrahme gefaßt und mußte selbst nach der naiven Meinung von Gustav's Mutter dem Altare zur imponirenden Zierde gereichen. So hieng denn der Schalk Gustav, ohne irgend welchen Widerspruch zu finden, das schöne Bild an dem Altare auf, das sich in der That recht gut ausnahm. Die Bischofsmützen und die Cardinälshüte erregten auch bei der Gemeinde nicht den geringsten Anstoß.

Eine Hauptzierde dieser Dorfaltäre bildet der Kranz, der auf den mit feinem Weißzeug überdeckten Altartisch gelegt wird. Aus lebendigen Blumen geflochten, ist er das aufmerksame Werk der sinnigen Jungfrauen, die oft am Fronleichnamsmorgen noch damit beschäftigt sind. Denn auch der prächtigste Blumenreichthum, der

größte Aufwand von Fleiß und Geschmack ist nicht zu viel, den Kranz so schön wie möglich auszustatten: ist er ja dazu bestimmt, den Fuß der Monstranz huldigend zu umfassen, in deren goldenem Strahlenschimmer das Allerheiligste heute sein höchstes Fest feiert.

Außerdem wird der Altartisch mit einem Kruzifix geziert, auf beiden Seiten desselben Kerzenstöcke aufgestellt, deren zinnernem oder messingenem Glanz die Gesellschaft hellfarbiger Blumensträuße beigegeben wird. Die Anordnung der letzteren Dinge ist wieder die Aufgabe zarter Hände, die überhaupt diesen Morgen vollauf zu thun haben und deren Eigenthümerinnen trotz ihrer Beschäftigung mit Blumen nichts weniger als in einer rosenfarbigen Laune sich befinden. Denn jetzt gilt es auch noch, wenigstens dem Vorplatz des Altares die „gemeine Wirklichkeit“ zu benehmen, was gewöhnlich dadurch geschieht, daß man Rosenblätter und Kornblumen darüber streut. Oft auch, wenn die Zeit noch hinreicht, bildet man aus Blättern und Blumen ein Herz oder den Namenszug Jesu, um den rings herum als grüne Strahlen die Blätter der Schwertlilie gelegt werden. Aber selten ist dazu noch Zeit, denn wenn um sechs Uhr Morgens nicht Alles schon fix und fertig ist, so ist es zu diesen letzten Verzierungen zu spät und die Mädchen gießen dann aus ihren Schürzen einfach und in Eile einen ungeordneten Blumenregen über den Vorplatz des Altares.

Um sechs Uhr nämlich macht der Tambour wieder wirbelnd die Runde im Dorfe, von einem Schwarme von Knaben gefolgt, die sämmtlich schon sich in ihre festtäglichen Kleider gesteckt haben. Die Trommel ruft die Militärmacht zur Sammlung. Aber jetzt ist es die allerhöchste Zeit, daß sich die Mütter und die Mädchen

in den Festſtaat werfen; jene ſind zwar mit ihrem Putze eher im Reinen als die letzteren, doch haben ſie noch ihre Kinder zu waſchen, zu kämmen, die kleineren Mädchen herauszuputzen und ihnen den Kranz aufzuſetzen. Das Alles erfordert Zeit und Sorgfalt, und es gibt keine Mutter, und wenn ſie auch nicht mehr eine beſondere Freundin des Spiegels wäre, die nicht wenigſtens in dem Putze ihres eigenen Kindes glänzen möchte.

Ein äußerſt wichtiges Geſchäft iſt aber die Toilette der Dorfſchönen. Die Farben der Unſchuld und Keuſchheit ſpielen heute die Hauptrolle, und alle Mädchen, die ſich dieſe Eigenſchaften der Welt gegenüber bewahrt haben, verſäumen nicht, ihre Tugend in jenen Farben aufs Glänzendſte ſchillern zu laſſen. Von dem kleinen Mädchen bis zur heirathsfähigen Jungfrau trägt Alles den Kranz von weißen und rothen Roſen. Bis der recht ſitzt und das Haar in den gehörigen Flechten und Zöpfen und Zöpfchen geordnet iſt, ſchlägts jedenfalls acht Uhr und rufen die Glocken zur Kirche.

Der würdige Paſtor des Dorfes beeilt ſich in ſeinem rückſichtsvollen Sinn heute keineswegs, den Gottesdienſt anzufangen, zumal heute weniger als je zu gefahren iſt, die Prozeſſion möge etwa verregnet werden; nein, der Himmel iſt zu freundlich und die nahen Berge erſcheinen in dämmernder Ferne, was immer ein Zeichen beſtändigen Wetters iſt. Vielmehr wartet jetzt unſer Pfarrer in der ſelbſtzufriedenſten Stimmung von der Welt in ſeinem der Kirche gegenüberliegenden Pfarrhofe ruhig ab, bis auch der langſamſte Bürger ſeiner Gemeinde die hintere Kirchenpforte erreicht hat und das letzte der verſpäteten Mädchen im Schweiße triefend

durch die vordere Thüre in die Kirche gehuscht ist. Jetzt wirft er sein fein geglättetes Chorhemd über den Kof, nimmt Brevier und Baret zur Hand und begibt sich in die blumenprangende, grüngeschmückte, weihrauchduftende Kirche, wo die festlichgeputzte Menge in dichtem Gedränge seiner harrt.

Unterdessen hatte sich auf dem blühenden Kirchhof auch die Militärmacht des Dorfes aufgestellt. Vier Mann davon, die größten und schönsten, wurden zur Ehrenwache beim „Himmel" beordert und treten unmittelbar nach dem Pfarrer in militärischer Haltung in die Kirche, wo sie sich im Chor mit rasselndem Aufschlag ihrer Gewehre postiren. Nach ihnen erst betrat Florian die Kirche, der schlauer Weise gewartet hatte, bis Alles versammelt war, um von Allen gesehen zu werden. Bei der Kirchthüre benetzte er mit einer gewissen klerikalen Grazie die Fingerspitzen der rechten Hand mit Weihwasser und bezeichnete über Brust und Antlitz mit mächtiger Handbewegung ein lateinisches Kreuz. In der Linken das Brevier schritt er würdevoll dem Chore zu, wo er sich vor dem Altare dermaßen verneigte, daß sein rechtes Knie hörbar auf dem Boden aufklopfte. „Das giebt jedenfalls ein frommer Priester!" dachte manche Frau hinten in der Kirche, „denn so thut's ja selbst unser Pfarrer nicht."

In der Sakristei ist großes Gedränge. Eine zahlreiche Schaar Ministranten hat heute großen Kirchenornat anzuziehen, der theilweise ganz neu ist und dem Einen und Anderen nicht recht anpassen will; da muß denn in aller Eile überall noch nachgeholfen werden. Endlich wurden vom Pfarrer die zweckdienlichen Weisungen ertheilt, paarweise schritten die Ministranten von der Sakristei

in's Chor, gefolgt vom Pfarrer in schwerem Chormantel, hinter welchem drein, mit einem Chorhemde geschmückt, das Rauchfaß schwingend, eines jener Kirchenlichter wackelte, wie man sie selten mehr findet, die aber immerhin bemerkenswerth genug sind, daß wir ihm hier einige Worte widmen dürfen.

Dursſepp hieß der merkwürdige Mann und wurde im Dorfe wegen seinem Eifer für kirchliche Funktionen spottweise nur der „Levit" genannt. Schon in seiner frühen Jugend war Dursſepp so gut „ein frommer Knecht" als weiland Fridolin. Nichts war ihm lieber, als in der Kirche thätig zu sein, die Kerzen des Altars anzuzünden oder auszulöschen, an jedem Sonn- und Festtag im Meßbuch die richtige Messe aufzuschlagen, nach der Vorschrift des lateinischen Kirchenkalenders die rechten Meßgewänder in Bereitschaft zu halten, am Altare als Meßdiener zu figuriren u. s. w. Diese unvertilgbare Vorliebe für den Kirchendienst, die er auf das Uneigennützigste pflegte, verließ unsern Dursſepp auch in seinem hohen Alter nicht. Er war eine halbkanonische Person geworden und sein ganzes Gebahren legte hievon Zeugniß ab. Namentlich war die angenommene Art und Weise, sich vor den Altären zu verneigen, bei ihm eine höchst eigenthümliche. Indem sich sein rechtes Knie langsam und feierlich zur Erde niederließ, bog sich gleichzeitig sein Oberleib ebenso langsam und feierlich sichelförmig der Nabelgegend zu, während Daume und Mittelfinger der rechten Hand, sich an der Spitze berührend, gleichfalls langsam und feierlich, sich gegen die Brust hin bewegten, und, wie das Knie die Erde berührte, die Herzgrube betupften. War dies geschehen, so setzte sich der „Levit" wieder in die gewöhnliche menschliche

Positur. Hätte er nicht mehr mit dem Löschhörnchen im Chore der kleinen Kirche herumwandeln, nicht mehr das Rauchfaß schwingen dürfen, hätte man ihn verbannt zu den übrigen Männern der Gemeinde, in das Langschiff der Kirche: mein Gott, einen solchen Wechsel, ein solches Vertreiben aus dem poesievollen Paradies des Chores in das nüchterne Langschiff hätte er nicht überlebt! War ja ohnehin seine Leibeskonstitution keine riesenmäßige, war er ja so mager wie eine Kirchenmaus und im Gesicht so gelb, wie das Wachs der Kerzen, die er anzuzünden pflegte!

Aus dieser Rücksicht ließ ihn denn auch der Pfarrer, der gleich bei Antritt der Pfarrei sonst allen Ueberfluß an Kirchendienst und Ceremonien auf das nothwendige Maß zurückführte, in seinem usurpirten Amte gewähren, und so treffen wir unsern „Leviten" auch am heutigen Fronleichnamstage wieder in voller Funktion. Ja, seine alte, ledige Schwester Barbara hatte ihm auf das heutige Fest einen großmächtigen Kranz von unverwelklichen Blumen und Rauschgold geflochten, mit welchem er sein kahles Haupt zu zieren nicht unterließ.

Als der Pfarrer mit der Monstranz den Meßdienern zum Chor-Altare folgte, ward das erwartungsvolle Harren der andächtigen Gemeinde angenehm unterbrochen; als sie aber den Durssepp in seinem großen Kranze erblickte, da schwebte über das Antlitz der ernstesten Männer ein unverkennbares Lächeln, das in den Reihen der Mädchen zu einem geräuschvollen „Pfupfen" ausbrach und bei vielen Frauen mit der mißliebigen flüsternden Bemerkung endigte: „Der alte Narr!" Daß allenfalls die Meßdiener noch Epheukränze trugen, deren einzelne Blätter mit Schaumgold

betupft waren: nun, das ließ man gelten, das war eine althergebrachte Sache; daß aber ein bejahrter Mann sein Haupt noch mit einem Kranze und zwar mit einem so kolossalen Kranze schmückte, das war eine wahrhafte Ironie auf die Unschuld, das war über's Bohnenlied! —

Die Glocken klangen zusammen und die Prozession sollte beginnen. In der Kirche entstand ein unordentliches Gewirre, das sich erst nach und nach zurecht fand. Kreuz und Fahnen waren schon vor dem Kirchhofsthor, als die Mädchen, die bei der heutigen Prozession den Vortritt hatten, in hohem Festputz, weiße bemalte Wachsstöcke und zierliche Paternoster in den Händen, einander gegenseitig im Glanze der Sonne musternd, über den Kirchhof trippelten. Alle waren bekränzt; nur eine, die hinterste einer der beiden Reihen, trug keinen Kranz. Niemand hatte ihr diesen Schmuck der Unschuld verboten; aber sie wußte es wohl, daß ihre Gespielinnen sie darin nicht in der Prozession gelitten hätten. Ach, die Blüthe ihrer Unschuld war ja verwelkt und zu Hause in der Wiege lärmte ein junger Weltbürger, dem die Kirche noch keinen Vater gegeben hatte! Im vorigen Jahrhundert kam es in unserer Gemeinde noch vor, daß gefallene Mädchen an diesem Tage in der Prozession mit einem Strohkranze erscheinen mußten, ohne daß irgendwie ersichtlich wäre, daß vormals die Sittlichkeit höher gestanden wäre als jetzt. Jetzt war diese entehrende Barbarei zwar abgeschafft, aber wehe derjenigen, die, des Kranzes unwürdig befunden, nicht an der Prozession theilgenommen hätte! An Schimpf und Schande und Unbilden aller Art würde es ihr nicht gefehlt haben. Das sitten- und splitterrichtende Volk will immer noch

selber einen Antheil an der Strafjustiz haben; dem gefallenen Mädchen wollte es an diesem Tage wenigstens die öffentliche Beschämung nicht erlassen.

Uebrigens bildete sie, die letzte in den Mädchenreihen, den natürlichen Uebergang zwischen der lilienreinen jungfräulichen Unschuld und den verheiratheten Frauen. Die letztern schlossen sich in der Prozession den Mädchen unmittelbar an. Waren diese mehr in hellen Farben gekleidet, so sah man bei den Frauen auf einmal dunkle Kleider. Es war, als ob auf einen blühenden Baumgarten ein schwarzer Tannenwald folgte. Aber auch die dunkle Frauenkleidung war eine sehr gewählte; Merinoröcke und Taffetschürzen, rauschende Bänder und seidene Halstücher, von denen sich bei der Einen und Andern das goldene Brustkreuzlein an semilorner Kette in hellem Glanze abhob, kleideten die Frauen recht anständig und geschmackvoll. Nach ihnen kam die männliche Jugend, die jüngeren und älteren Knaben, deren letztere Reihe ihre wackersten Söhne für das Militär hergegeben hatten, die wir bald näher ansehen werden. Jetzt folgte aber der Glanz- und Mittelpunkt der Prozession: zuerst zwei Meßdiener, auf weiß und roth gefärbten Stangen Laternen tragend, der Durssepp in seinem großen Kranze, das Rauchfaß mächtiger als je schwingend, dann unter dem rothsammetnen Himmel, der von vier Gemeinderäthen getragen wurde, der Pfarrer mit der geschmückten Monstranz, auf jeder Seite einen Meßdiener, während der Himmel mit der vier Mann starken Ehrenwache umgeben war, die wir schon kennen gelernt haben; hinter ihm schritten die Chorsänger und hinter diesen marschirte, den Tambour an der Spitze, die Militärmacht. Die Prozession schlossen

endlich die verheiratheten Bürger der Gemeinde, zum Theil in Fräcken, deren Schnitt verschiedenen Perioden der kleiderkünstlerischen Entwickelungsgeschichte angehörte.

Gemessenen Schrittes bewegte sich der Zug vorwärts. Die rothe Fahne schwamm majestätisch in der stillen Luft, die Jugend, namentlich die weibliche, sang nicht ohne etwelche Anstrengung ein geistliches Lied, Männer und Frauen beteten den Rosenkranz, der Tambour schlug die Trommel an der Spitze der Soldaten, von denen einzelne mit wunderlichen Sprüngen bemüht waren, den verlornen Schritt wieder zu gewinnen, während zugleich auch der gestrenge Commandant mit blankem Säbel in die Haltung der Gewehre Ordnung zu bringen suchte. Sein Bestreben blieb leider ohne sonderlichen Erfolg: war in den Uniformen der Mannschaft keine Einheit, sah man solche mit blauen und rothen Aufschlägen, solche, die auf den Schultern kahl und wieder solche, die dort mit großen, weißen, wollenen „Würsten" besetzt waren, kleine, leichte Tschakkos und wieder solche von mächtigem Umfang und nicht zu verachtendem Gewicht: so war noch viel weniger Einheit im Marschiren und im Tragen der Gewehre wahrzunehmen. Die letztern, mit und ohne Bajonett, bildeten nichts weniger als eine gerade Linie, sondern standen vielmehr nach Links und Rechts beliebig auseinander, wie die ungeordneten Planken eines Geheges auf der Kuhweide. —

Die Prozession hatte den ersten Altar erreicht und machte vor demselben Halt. Gesang und Gebet verstummten; der Pfarrer las mit lauter und feierlicher Stimme das Evangelium, während noch viel lauter der Anführer unserer Miliz zum Laden kommandirte.

Man sang nun den Segen, Alles warf sich auf die Knie und bekreuzte sich, als die Meßdiener durch ihr Geklingel das Zeichen hiezu gaben. Nun wieder feierliche Stille, dann neugieriges Lauschen. Jetzt schrie der Commandant: „Fertig!“, „Feuer!“ und aus den verschiedenen Gewehrläufen sollte eine Salve, ein Knall erfolgen. Aber du mein Gott! bloß drei Gewehre gingen los und nicht miteinander, sondern nach merklichen Pausen!

Unwillig schüttelten dazu die ältern Männer und vor Allem die Gemeinderäthe die Köpfe.

Man muß nämlich wissen, daß das Pulver den Soldaten des Fronleichnamstages aus der Gemeindekasse angeschafft wird. Statt nun dasselbe bei den Segen zu verschießen, werden von Einzelnen die Patronen reservirt, um dann zu Ehren ihrer Schätze losgebrannt zu werden.

Die Prozession setzte sich singend und betend wieder in Bewegung; jetzt erst war sie in rechten Fluß und Zug gekommen, und die Mädchen sangen mit heller Stimme und nicht ohne einen gewissen Schwung:

Dir Herr Jesus
Im heiligen Sakrament
Befehl' ich mein Lebensend.

Man kam zum zweiten und zum dritten Altare; die Feierlichkeit war dieselbe wie bei dem ersten; aber auch unser Militär machte sich hier nicht besser. Da fand sich denn der Schultheiß doch veranlaßt, demselben ob seiner pflichtvergessenen Haltung einen stillen Verweis zu geben.

Bei dem vierten Altare gelang die Salve besser, wenigstens

versuchten alle Gewehre ihre Pflicht zu thun, was freilich nicht verhinderte, daß bei einem der Schuß seinen Ausgang durch die weite Oeffnung des Zündlochs suchte und dem pflichtgetreuen Soldaten das Gesicht jämmerlich verbrannte. Dieser Unfall fand gerade bei demjenigen Altare statt, wo Gustav seinen Huß aufgehängt hatte. Es war ein Glück, daß außer dem Pfarrer Niemand die Bedeutung des Bildes kannte, sonst würde man sicherlich dasselbe als die Ursache des kleinen Unglücks bezeichnet haben. Der würdige Pfarrer aber, der gleich ahnte, wer der Urheber dieser ketzerischen Altarverzierung war, anfänglich darüber unwillig wurde und doch aber wieder bald ob dem losen Streich lächeln mußte, als er sah, daß derselbe keine weitern Folgen haben konnte: unser würdige Pfarrer war zu aufgeklärt, um den Huß, der zwar auch verbrannt wurde, mit dem verbrannten Gesichte unseres Soldaten in ursachliche Beziehung zu bringen. —

Die Prozession hatte ihre Runde gemacht, das Volk hatte sich ergötzt an den schönen Altären, an den Tafeln, an den Blumen, an dem Waldesgrün, womit alle Gassen des Dorfes links und rechts geschmückt waren. Man war wieder in dem hellen Kirchlein angekommen, wo noch das Hochamt abgehalten wurde, während welchem das Militär auf dem Kirchhofe wieder seine Salven losfeuerte — Nach Beendigung des Gottesdienstes besuchten noch viele Kirchgenossen die Gräber ihrer vorangegangenen Lieben, beteten für deren arme Seelen ein Vaterunser und besprengten die Grabhügel mit Weihwasser. Unter diesen Grabbesuchern zeichnete sich immer ein älteres Weibsbild aus, das für närrisch galt. Wie es aus der Kirche ging, schöpfte es stets mit beiden hohlen Hän-

den Weihwasser aus dem Kessel, sprengte es über die Gräber seiner Verwandten und Bekannten, hatte aber jeweilen noch über einen Rest, wir können sagen — herrenloses Gut zu verfügen. Mit den Worten: „Das isch für diejenigen armen Seelen, die es zuerst haben", goß es dann jenen Rest im Kreise herum und überließ es parteilos der Behendigkeit der Leidenden im Fegfeuer, wem das erlösende Wasser zu Theil werden sollte. Auch heute brachte es zum männiglichen Ergötzen die liberale Ovation wieder aus.

Vor dem Kirchhof hatten sich Männer und Knaben zusammengeschaart, um den Soldaten bei ihrem weiteren Manövriren zuzusehen. Nachdem diese dem Allerhöchsten die Ehre gegeben, war es nun auch billig und recht, daß man den geistlichen und weltlichen Würdenträgern der Gemeinde militärische Ehre erweise. Dazu war die Mannschaft um so eher geneigt, als sie den Lohn dafür nicht erst in der fernen Zukunft und dem Jenseits erwartete, sondern wohl wußte, daß nun sogleich einige blanke Guldenstücke von da- und dorther der Hand des Commandanten zu dem üblichen Abendtrunke überwiesen wurden. So stellte sie sich denn zuerst an dem Pfarrhause auf, und lustig knatterten die Schüsse zu Ehren des Hochwürdigen. Dann gings vor das Haus des Bürgermeisters, einzelner Gemeinderäthe, und auch Florian und Gustav erhielten zuletzt ihre Ehrenschüsse. Nach diesen gemeinschaftlichen Salven verschossen die einzelnen Soldaten ihr letztes Pulver noch zu Gunsten ihrer Schönen, die im Hof oder Garten dem lebendigen Treiben des Dorfes zusahen.

Jetzt ist der Glanzpunkt der Fronleichnamsfeier vorüber; die

Altäre werden „abgemacht", und beim Mittagstisch erhält die himmlische Feststimmung am irdischen Festbraten ein zeitgemäßes Gegengewicht. Eine kleine Nachfeier folgt auf den vormittägigen Gottesdienst doch noch in der nachmittägigen Vesper, wo wieder Alles in vollem Putze in der Kirche erscheint, die Ehrenwache des „Himmels" wieder im Chore sich postirt und das übrige Militär auf dem Kirchhof herum einige Scheinmanöver ausführt. Ist aber die Vesper zu Ende, dann geht's sogleich — und mag auch die Sonne noch so hoch am Himmel stehen — in's Wirthshaus, wo der ehrende Gemeinderath den Soldaten einen Trunk auftischen läßt und dieselben auch noch ihre zusammengeschossenen harten Gulden in flüssigen Wein verwandeln. Haben sie am Morgen nicht recht den militärischen Schritt einhalten können, so kommen sie am Abend auf ihrem Heimwege vollends aus dem Geleise, und hat der Tambour am Morgen gewirbelt, so wird er am Abend „zwirbeln". Das war von jeher Brauch am Fronleichnamstag.

Zweites Kapitel.

Der Dorfpfarrer.

Florian und August hatten mit einer tüchtigen Gymnasialbildung die Universität bezogen und waren dort mit lobenswerthem Fleiße ihren Studien obgelegen; nur mit dem Unterschied, daß sich Florian in allen Spitzfindigkeiten der scholastischen Theologie hatte unterrichten lassen, um damit wie mit einem Stocke der ruhig fortschreitenden Vernunft gelegentlich zwischen die Beine fahren und sie zum Fallen bringen zu können; — während Gustav dagegen mit ernster Begeisterung in Natur und Geschichte, in Kunst und Religion die göttliche Vernunft zu erforschen strebte. Dabei nahm sein ganzes ideales Wesen einen oft zu hohen Flug, bei dem er nur die höchsten und oft sonderbarsten Spitzen der Lebenserscheinungen streifte, für das Leben aber in seinem tagtäglichen Wirken und Walten den rechten Blick verlor. So geschah es denn, daß er für wissenschaftliche Systeme eingenommen wurde, die mehr durch ihre Kühnheit die Jugend bestachen, als durch ihre wahrhaft befreiende Zukunftsfähigkeit den besonnenen Mann befriedigten; daß er sich für politische Extravaganzen interessirte, die mehr dem Eigennutz und der Herrschsucht zur Hülle dienten, als daß sie das Wohl des Volkes zu befördern suchten. Wie es bei solchen

Jünglingen immer der Fall ist, war Gustav absprechend und vorwitzig in der Unterhaltung, unbesonnen und unklug in seinem Handeln — schnell gerührt und schnell verführt!

Eine bessere Vorbereitungsschule zu ihrem Eintritt in's Leben hätten die beiden Jünglinge nirgends finden können, als bei ihrem Dorfpfarrer. In der Elementarschule schon hatte der treffliche Mann die ersten Keime eines höheren Strebens in ihre Herzen gelegt, ihre Studien mit weisem Rathe überwacht und in den alljährlichen Ferien sein ganzes Wesen in der Gesellschaft der vielversprechenden Studenten selber wieder erfrischt. Der Gedanke, daß vielleicht einst aus der Schule seines Dorfes und seiner Lehren zwei Männer hervorgegangen sein würden, die der Kanzel, dem Rathssaale oder einem Lehrstuhle zur Zierde gereichen, war für ihn so erquickend!

Auch jetzt, nachdem Florian und Gustav ihre Studien absolvirt hatten, war ihre Anwesenheit im Dorfe für unsern Pfarrer vielfach anregend, für sie aber in jeder Beziehung nützlich. Täglich befanden sie sich im Umgange des Pfarrers; täglich wurde, wenn oft auch nur eine kurze Zeit auf irgend eine gehaltvolle Lektüre verwendet, die dann meist den Ausgangs- und Mittelpunkt der Unterhaltung bildete. Hatte der Pfarrer immer und immer das hellaufflackernde Feuer von Gustav's Idealismus zu dämpfen, so war seine Mühe nicht geringer, um die dogmatisch verhärteten Ansichten von Florian in Fluß zu bringen. Es war in der That für unsern bejahrten Landpfarrer, der so gewiß von dem Fortschritte in allen Zweigen des menschlichen Wissens als vom Umkreisen der Erde um die Sonne überzeugt war, eine in höchstem

Grade befremdende Erscheinung, wie ein junger katholischer Theologe in Mitte des neunzehnten Jahrhunderts sein Empfinden und Denken in solche Netze einwickeln lassen konnte, die eine frühere theologische Generation für immer zerrissen zu haben glaubte. Als man z. B. einmal über die Bedeutung der Wallfahrtsorte sich stritt, Gustav das ganze Wallfahrtswesen kurzweg für „Pfaffenbetrug" und „Unsinn" erklärte, der Pfarrer seine Ansicht dahin aussprach, daß sich der ganze Streit im Lichte unserer Bildung leicht löse, beharrte dagegen Florian auf der für alle Zeiten vollgültigen Bedeutung der verschiedenen Wallfahrtsorte, wofür er einen Beweis leistete, den allenfalls eine gedankenlose christliche Versammlung in einer Wallfahrtskirche sich gefallen lassen kann. Er sagte nämlich, sowie es viele Heilquellen und Bäder gebe, die an Heilkraft verschieden, das eine für diese, das andere für jene Krankheit mehr oder minder gut: so seien und bleiben auch die Wallfahrtsorte verschiedene Heilquellen für die Leiden der Menschen Dort wirke die Himmelskönigin gegen diese, hier gegen andere Uebel, dort schneller, hier langsamer u. s. w.

„Florian! Florian!" — seufzte der Pfarrer — „es wäre gut, wenn vorerst die neue katholische Theologie ein reinigendes und stärkendes Bad nähme, bevor sie an wallfahrtliche Heilquellen dächte.

„Denn wahrlich sie ist sehr krank diese Theologie, sie leidet offenbar an Gliedersucht, daß sie sich so merkwürdiger Krücken bedient, und daß ihr die gesunde Luft unserer Berge minder gut behagt als diejenige des Südens, ist jedenfalls ein ganz sicheres Zeichen, daß ihre Lunge tuberkulos und ihr Athmungsprozeß ein verdorbener ist. Oft schnappt sie so unbändig nach Luft, als wenn man

ihr dieselbe absperren wollte, dann expektorirt sie sich wieder gegen Alles, was auch neben ihr und ohne sie leben will in einer Weise, die als ein bestimmtes Symptom dafür angesehen werden kann, daß sie nicht mehr bei gesunden Sinnen ist. Uebrigens, meine Freunde, müssen wir die gegenwärtigen Bestrebungen des ultramontanen Katholizismus wie des orthodoxen Protestantismus im Zusammenhange der Zeit begreifen: sie sind der Materialismus auf religiösem Gebiete, weil sie aus dem Egoismus entspringen, dem Volke entgeistete Glaubenssätze von außen aufdringen wollen und dem innern Springquell der Religion, dem tiefen Gefühl des Gemüths und der klaren Erkenntniß der Vernunft, aus denen erst der ächte sittliche Wille, ein gottgefälliges Leben hervorgeht, die ihnen zukommende Geltung versagen, sie exkommuniziren. Aber der Widerspruch, der in einem solchen Gebahren liegt, kann nicht lange mehr verborgen bleiben: auf den einfachsten Ausdruck zurückgeführt, ist es eben die Autorität des Menschen-Geistes, die dem Menschen-Geiste die Autorität abspricht, ein Widerspruch, der unmöglich mehr einem Denkenden entgehen kann".

Dem Pfarrer, der ein ebenso guter Dialektiker, als ernster und warmer Freund der Wahrheit war, konnte nicht leicht Jemand beikommen; auch Florian mochte gegen diese ihm wenig zusagende und ihn wenig freuende Auffassung der neuern katholischen Theologie nichts einwenden; doch spielte jenes malitiöse Lächeln um seinen Mund, das deutlich genug zu sagen schien: „Nur zu philosophirt! gegenüber euerer winzigen Vernunft wird die Macht der römischen Kirche doch Siegerin bleiben!"

So wenig unser Pfarrer auch Sympathien für den Ultramon-

tanismus hatte, so ein guter Katholik war er dennoch. Er nahm in seiner ganzen Lebensanschauung jene schöne Mitte ein, die zwischen den beiden Polen selbstständigen Denkens und Forschens und besonnener Würdigung der gegebenen Verhältnisse auf fester Axe ruht. Hellen Verstandes, tiefen Gemüthes, wohlwollender Gesinnung wie er war, fielen seine Studienjahre in jene Zeit, wo der Katholizismus, namentlich in Süddeutschland, die historische Berechtigung der Reformation anzuerkennen und den nationalen Forderungen sich freudig anzubequemen begann. Er hatte lange genug von jenseits den Bergen seine Weisungen für deutsches Leben und deutsche Sitten geholt, er war lange genug ultramontan gewesen; es war Zeit, daß er einmal national wurde. In diesem Sinne lehrten an den Universitäten begeisterte Männer und eine freie theologische Jugend nahm das Senfkorn einer neuen kirchlichen Zukunft begierig in ihr Herz auf. Zu dieser Jugend gehörte in seinen Studienjahren auch unser Pfarrer; seine theologische Wissenschaft hatte ihm den Kopf aufgehellt und das Herz erwärmt; sie war zugleich eine Wissenschaft des Lebens und der göttlichen Dinge, die Sonne, in deren Strahlen der Charakter stark wird und die Selbsterkenntniß reift.

Wer ein katholischer Priester werden will, steht so gut im Begriff, sich ewig zu binden, als wer sein ganzes Dasein in der Ehe einem zweiten Wesen hingiebt. Darum darf auch dem zukünftigen Priester die strengste Selbstprüfung nicht erlassen werden. Es gehört vielleicht mehr sittliche Ueberwindung dazu, sein Leben in keuscher Enthaltsamkeit zu verbringen, als in der Ehe die Treue zu bewahren. Es gehört insbesondere bei gemüthlichen Naturen

die ganze stählerne Festigkeit eines siegreichen Willens dazu, um ehelos seinen Beruf immer freudig zu erfüllen und das Ziel seines Lebens immer sicher im Auge zu behalten. In der Ehe und Familie findet der Mann Erholung und Stärkung, in Widerwärtigkeit mitempfindende Theilnahme und erhöhten Genuß im Glück. Was man auch sagen mag, daß die Ehelosigkeit höher stehe als die Ehe, daß sie sogar zu Gunsten gewisser, namentlich künstlerischen Lebensthätigkeiten wünschenswerth, ja nothwendig sei — es ist und bleibt grundfalsch, weil damit eine Ausnahme in den ewigen Naturgesetzen höher gestellt wird, als diese Gesetze selber. Wer wird behaupten wollen, daß der Castratengesang wahrhaft schön sei? Es fehlt ihm alle Frische und Fülle — alle Natur, und ohne Natur ist keine Kunst! Es wird gewöhnlich auch berühmten Sängerinnen von den Theater-Intendanzen zur kontraktlichen Bedingung gemacht, ledig bleiben zu müssen, damit ihre Stimme nicht beeinträchtigt wird. Die einst gefeierte Sängerin Agnese Schebest hat in ihrem jüngst erschienenen Buche gewiß nur ein Beleg mehr zu einer allgemeinen Wahrheit geliefert, wenn sie von ihrer Person erzählt, daß ihre Stimme nach ihrer Verheirathung an Gesundheit und Schönheit nur gewonnen habe.

Dem katholischen Priester ist die Ehelosigkeit zum Gesetz gemacht. Wer mag wissen, wie viel Unheil es schon angerichtet hat!

Unser Dorfpfarrer fühlte schon früh den Beruf eines Seelsorgers in sich; diesem ordnete er alles Andere unter und gelobte, nicht ohne die ernsteste Selbstprüfung, jenem Gesetze sich zu unterwerfen. Bald wurde ihm die kleine Pfarre übertragen, in der wir ihn schon am Fronleichnamstage getroffen haben, ein nettes, freund-

liches Dörfchen, mit einer lenksamen Einwohnerschaft. Sein Einkommen stand höher als mittelmäßig und hätte ihm bei seinen bescheidenen leiblichen Bedürfnissen alljährlich einen nicht unbedeutenden Ueberschuß abgeworfen, wenn die Buchhändler-Rechnungen, die alle Neujahr einliefen, denselben nicht wieder aufgefressen hätten.

Die katholischen Pfarrer bringen sonst ihre Tage auf verschiedene Weise hin. Wenn sie sich nicht mit kirchlichen Funktionen zu beschäftigen haben, so ist es nicht bei Jedem die Wissenschaft, die er zu seiner fruchtbaren Lebensgefährtin erwählt; oder wenigstens nicht diejenige Wissenschaft, die in irgend einer Richtung zu selbstständiger Geistesarbeit anregt und zur Erringung bedeutsamer Resultate auffordert. Der Eine liest etwa des hl. Augustinus Buch de civitate Dei oder dessen sehr offene Confessiones; der Andere vertieft sich in das Dogma über die unbefleckte Empfängniß Mariä, — während ein Dritter die leibliche Auferstehung Christi, woran nach seiner Meinung die ganze Existenz des Christenthums hängt, zu erhärten sucht; — Jener lispelt alle Tage die vorgeschriebenen Gebete des Breviers aufs Gewissenhafteste und erwartet am Bottentage mit Spannung die politischen Zeitungen; — Diesem ist der größte Genuß die Lektüre deutscher Uebersetzungen französischer Romane, die seine Einbildungskraft mit pikantem Stoff nähren; — ein Anderer findet, daß der Buchstabe tödtet und eigentlich nur der Geist lebendig macht, deßhalb ist er fortwährend bestrebt, die verschiedenen Sorten Wein, die er in seinem Keller hegt, zu erproben, zu kultiviren und zu vermehren, oder er unterzieht sich anderen nützlichen Thätigkeiten, pflegt seinen Garten, hilft seiner Köchin Bohnen aushülsen, Erbsen „erlesen", gelbe Rübli schaben

u. s. w. Wieder einen Andern endlich hat das Cölibat zum närrischen Hypochonder gemacht, den gar keine Thätigkeit erfreut, der die Sommertage halbschlafend auf dem Sopha und die Wintertage auf der Ofenkunst hinvegetirt.

Unser Dorfpfarrer gehörte nicht zu denen, welchen die römischen Dogmen viel Kopfzerbrechens gemacht hätten; auch mit dem täglichen Brevierbeten nahm er es nicht am Genauesten. Doch war er in den Kirchenvätern bewandert; die Gnostiker und den Athanasius, Augustinus und die neuplatonisch-christlichen Mystiker wußte er so gut zu würdigen wie Einer. Aber für ihn gab es nicht nur im Mittelalter Kirchenväter; es war vielmehr ebensowohl sein unerschütterlicher Glaube als seine wissenschaftliche Ueberzeugung, daß der Geist Gottes von Anbeginn der Zeiten bis in alle Ewigkeit sich auserwählte Gefässe zu seiner Offenbarung auf Erden ausgesucht habe. Die Schriften der Reformatoren waren für unseren katholischen Pfarrer nicht weniger ein Gegenstand ernstlichen Studiums, als diejenigen der Kirchenväter, Lessings Anti-Götze und Schleiermachers Reden nicht weniger als die Dichtungen von Novalis und Wessenberg. Es war zwar keine besonders leichte, aber eine überaus lohnende, wenn auch nie enden wollende Arbeit, der religiösen Entwicklungsgeschichte der Menschheit in ihren Verirrungen nachzugehen und sie auf ihren Triumphzügen zu begleiten. Diese geistige Thätigkeit war unserem Pfarrer die liebste und bei den Hülfsmitteln, die er zur Unterstützung derselben anschaffen konnte, wurde er durch sie bewahrt vor der Gefahr, die jedem Dorfpfarrer, der fern von einer Stadt wohnt und jedes gebildeten Umgangs entbehrt, so nahe liegt: der Gefahr nämlich zu verbauern und zu versauern.

Bei all diesen Studien, die zunächst freilich nur dem subjektiven Interesse des Pfarrers dienten, konnte in seiner Sorge und Thätigkeit für die ihm anvertraute Heerde Niemand gewissenhafter sein als er. Predigt und Christenlehre waren für ihn der Mittelpunkt des Gottesdienstes, den er im Uebrigen so einfach als möglich einrichtete, ohne ihm die gemüthserhebende Feierlichkeit zu benehmen. Er hatte anfänglich in seiner Gemeinde viel zu kämpfen gegen Aberglauben und Vorurtheile, und, seltsame Thatsache! diese letzteren wurden hier, wo das Schulwesen kaum erst in embryonischem Zustande sich befand und Niemand in der Gemeinde ordentlich lesen konnte, durch eine eigenthümliche Art von Literatur gepflegt. Es waren Zauberbücher, die weniger durch ihren Inhalt, als durch den Glauben, den das Volk in ihre geheime Wirkungskraft hatte, in vielen Familien als werthvolle literarische Schätze bewacht wurden. Darunter nahm der „Geistliche Schild" eine der bedeutungsvollsten Stellen ein. Die Gebete dieses Büchleins, zu bestimmten Tagen und Tageszeiten verrichtet, schützen vor bösartigen Krankheiten, vor Zauberei, jähem Tod u. s. w.; vermittelst ihrer Kraft kann man Hexen und Diebe erkennen, gestohlene Sachen wieder zurückerhalten und sein Leben in der Weise assekuriren, daß man in keinem Falle ohne priesterliche Absolution seiner Sünden sterbe. Was Wunder, wenn solche und ähnliche Bücher von den Dorfbewohnern als wahre Heiligthümer verehrt wurden? Es kostete den Pfarrer große Mühe, die Leute von ihrem Irrwahn abzubringen, und trotzdem er diese abergläubischen Bücher sich ausliefern ließ, wurde da und dort der „Geistliche Schild" doch noch in einem Versteck zurückgehalten, wie denn diese Schrift in den

katholischen Dörfern auch heute noch nicht ganz ausgerottet ist. Ja, vor einigen Jahren, als die Auswanderung nach Amerika noch in mächtigen Strömen floß, waren sogar einige Buchhandlungen gewissenlos genug, den „Geistlichen Schild" als schützendes Vademecum den Auswanderern öffentlich zu empfehlen und zu verkaufen. Sie sollen damit gute Geschäfte gemacht haben.

Doch reichten einige Jahre seelsorgerlicher Wirksamkeit unseres Pfarrers hin, um in seiner Gemeinde ein ganz neues Leben zu wecken, und bald nahm er in der nachwachsenden Jugend das fröhliche Gedeihen seines ausgestreuten Samens wahr.

Indeß konnte es nicht fehlen, daß sein aufklärerisches Eingreifen in alle Lebensverhältnisse seiner Pfarrangehörigen, wenn auch nicht offen angefeindet, doch zuweilen heimlich verdächtigt oder wenigstens mißverstanden wurde. Die Aufklärung wirkt bekanntlich auflösend; indem sie aber nur die Formen sprengt, um den gehaltvollen Kern von seinen Fesseln zu befreien, sieht der Ungebildete in ihr ein zersetzendes Gift, das zuweilen auch Wahrheit und Sitte nicht schont. Ein Beispiel wenigstens, freilich unschuldig genug — ist uns bekannt, daß unseres Pfarrers Aufklärung auch in diesem Verdachte stand.

Während er nämlich einmal nach Tisch mit seinen beiden jungen Freunden im Garten auf- und abging, kam eine kräftig gewachsene Elsässerin, die ein „paar besondere Worte" mit dem Pfarrer zu reden wünschte. Die Unterhaltung dauerte nicht lange und die Schöne verließ bald wieder eilig das Dorf, während der Pfarrer dann lachend den beiden Studenten den Inhalt des jungfräulichen Anliegens erzählte. Sie war nämlich im Begriff zu heirathen, und

sah aus wie ein Mädchen Anfangs in den Dreißigen, während sie in der That schon das vierte Dezennium ihres Lebens überschritten hatte. Wüßte dieß ihr Geliebter, so könnte er vielleicht die versprochene Heirath rückgängig machen; sie ersuchte deshalb den Pfarrer, er möchte ihr, da sie einst in unserer Dorfkirche getauft und in ihrem Taufbuche eingetragen war, einen Taufschein ausstellen, der sie aber um zehn Jahre verjüngen sollte; sie hätte gehört, daß er ein „Freigeist" sei und sich zu solchen Dingen schon bereit finden lassen werde. Unser Pfarrer konnte natürlich auf dieses naive Ansinnen nicht eingehen.

„Ja, — schloß er in seiner jovialen Weise die Erzählung — die hat geglaubt, ich werde sie so mir nichts, dir nichts malauchen.*)„ —

Worin aber unser Pfarrer seinen Beruf auf das Musterhafteste bethätigte, das war in der Krankenpflege, die er mit ächt christlicher Aufopferung übte. Kein Haus war so klein und so schmutzig, keine Familie so elend und so verwahrlost, keine Krankheit so eckelhaft oder so ansteckend, daß unser edler Menschenfreund nicht auf den ersten Ruf zu jeder Stunde des Tages oder der Nacht zu den Kranken geeilt wäre. Gegen Niemand machte er in seiner christlichen Liebespflicht eine Ausnahme, ja, je hülfsbedürftiger Jemand in seiner Gemeinde war, um so hülfebereiter zeigte sich der Pfarrer. Und in den meisten Fällen war etwas anderes

*) Malauchen — ist ein Judenausdruck und wird von denjenigen Pferden gebraucht, deren Gebiß von israelitischen Pferdehändlern in der Weise hergerichtet wird, daß ein altes Pferd seinen Zähnen nach als ein junges erscheint.

nöthig als ein christlicher Zuspruch: es waren in unordentlichen, unreinlichen Häusern recht eindringliche Vorstellungen, recht derbe Zurechtweisungen nöthig; oder vielfach that auch eine nahrhafte, kräftigende Suppe, die er für die Armuth auf seine Kosten bereiten ließ, bessere Dienste als eine kindliche Beicht mit sammt der heiligen Oehlung. Wenn aber der unerbittliche Tod eine noch junge Mutter aus dem Kreise ihrer Lieben riß, das aufknospende Leben der Jungfrau, die strotzende Blüthenfülle des Jünglings vor der Zeit knickte: da konnte Niemand besseren und wohlthuenderen Trost spenden, Niemand eindringlicher das versöhnende Gefühl der Ergebung wach rufen, als er.

Wiewohl er zuweilen in seinem tiefen Gemüthe, in seinem treu mitempfindenden Herzen die schneidenden Widersprüche des Lebens, die oft unfaßbaren Fügungen des Schicksals inniger und schmerzvoller fühlte, als diejenigen, die selbst davon betroffen wurden! Wenn der Tod ein kaum geknüpftes hoffnungsreiches Liebesband mit kalter Hand entzweischnitt, wenn ein altes verlassenes Mütterchen trostlos dem Sarge ihres einzigen Sohnes zur letzten Ruhestätte nachweinte, oder eine Schaar armer Tröpfchen mit ihren gelben Kerzlein um das offene Grab ihrer Mutter standen, auf deren Sarg die ersten Erdschollen zu werfen die traurige Pflicht unseres Seelsorgers war: ja, da konnte er der aufwallenden Empfindungen leidvollster Art oft kaum Herr werden und der sonst so kräftige Mann wankte wie innerlich gebrochen vom frischen Grabe in die Kirche, um das Seelenamt zu halten. Und wenn hier die bescheidene Orgel die Trauerchoräle anstimmte, der Gesangverein mit dem Requiem æternam dona eis Domine et

lux perpetua luceat eis das Amt begann: dann flehte auch der Pfarrer an den Stufen des Altars mit Inbrunst des Herzens um die ewige Ruhe und das ewige Licht für die Abgeschiedenen, aber ebenso inbrünstig auch um Trost und Schutz und Segen für die Hinterbliebenen. Dann löste sich der Schmerz in sanft nachtönende und versöhnende Wehmuth auf und in die Seelen der Nächsten und Liebsten der Verstorbenen kehrte nach und nach wieder die erquickende Ruhe gottgefälliger Ergebung zurück! —

Die Freude seines Lebens aber und den Stolz seines Wirkens setzte der Pfarrer in die Dorfschule, über die sein Auge wie über ein kostbares Kleinod wachte. Er besuchte dieselbe alle Tage und schenkte dem ABC-Schüler nicht geringere Aufmerksamkeit, als demjenigen, der sich mit Geschäftsaufsätzen und den Problemen der Geometrie zu befassen hatte. Seit den paar Dezennien, seit welchen er der Pfründe vorstand, waren schon mehrere Ernten seiner pädagogischen Bestrebungen reif geworden; von Jahr zu Jahr mehrte sich der urbare Boden und die schweren, ährenreichen Garben einer verständigen Schulbildung. Unter der gegenwärtigen rath- und thatfähigen Generation gab es Niemanden mehr, der nicht sein ordentliches Hausbuch führen, seine Gedanken richtig zu Papier bringen und über die wichtigsten Erscheinungen der Natur und des menschlichen Lebens leidlich Auskunft ertheilen konnte. Man sah es dem reinlichen Dörfchen auch an, daß es von einem ordnungsliebenden Völklein bewohnt, und dem Felde, daß es von intelligenten Landwirthen bebaut wurde.

Es gehörte zu den größten Genüssen des Pfarrers, Feld und Wald zu durchwandern, den aufblühenden Fleiß des Landmanns zu begrüßen und das geheimnißvolle Walten der Natur zu be-

wundern. Er nahm an Allem, was die Angehörigen seiner Gemeinde anging, den lebhaftesten Antheil; für Jedermann, dem er auf seinen Spaziergängen begegnete, hatte er ein freundliches Wort, sei es der Aufmunterung, des Scherzes, der Belehrung oder der Belobung. Aber auch für das ganze Sein und Werden in der Natur hatte er einen empfänglichen, eingehenden, verstehenden Sinn. Wie jubelte im Frühling sein Herz auf, wenn in dem Walde des vorspringenden Berges, an welchem sein Dorf lag, die Amsel sang, der Specht unermüdlich hämmerte, der Kukuk verborgen von einem Baumgipfel herunter sein „Kukuk" schrie, es von allen Zweigen herab mit unaufhörlicher Emsigkeit zwitscherte und lärmte, auf dem Felde drunten Alles belebt war von fleißigen Menschenhänden und frohen Menschenherzen und über dem gelben Lewat aufwirbelnd die Lerche ihr Lied schmetterte! Und wie ließ es sich in der Sommerschwüle in dem schattigen Grün der Buchenwälder dichten und träumen und wie konnte sich im Herbst das Auge nicht satt sehen an all den wundervollen Farben, womit Feld und Wald überkleidet waren, namentlich an den unzähligen Nuancen des Grüns, wodurch sich Baum von Baum, Acker von Acker wieder unterschied. Aber auch die Winternatur hatte für den sinnigen Pfarrer ihren eigenthümlichen Reiz; auch im Winter besuchte er nicht selten seinen lieben Wald, wo sich die schwarzen Tannen und Fichten wundersam vom Weiß des Schnee's abhoben, die entlaubten Gesträuche und Gebüsche phantastisch mit Duft behangen waren, die Holzhauer ihre Axt erklingen ließen und von Zeit zu Zeit ein mit Reisig beladener Schlitten pfeilschnell bergab raste.

Drittes Kapitel.

Des Pfarrers Köchin und der hochwürdige Nachbar.

So mit Natur und Menschen befreundet, für die Stimmung jener, für Freud und Leid dieser mit tiefer Empfänglichkeit begabt, flossen unserm edlen, von geistigem Drange stets belebten Pfarrer die Tage in ländlichem Glücke dahin. Die Sorge seines kleinen Hauswesens hatte er seiner Schwester anvertraut, einem Mädchen, das die schönen Gemüthsanlagen seines Bruders theilte, ebenso menschenfreundlich wie er war und für das Leben und alle seine Beziehungen ein merkwürdig helles und feines Verständniß besaß. Worin aber Röschen ihren Bruder übertraf, das war in ihrer stets geschäftigen Ordnungsliebe und in ihrer fürsorglichen Sparsamkeit. Im Punkte des Geldes namentlich nahm es unser wohlwollender Pfarrer nie genau, aber gerade darin hatte ihm der Himmel in seiner sorglichen Schwester einen Schutzengel geschenkt, der wie ein Cherub mit flammendem Schwerte über die Kasse Wache hielt.

Röschen war einfach erzogen und einfach gekleidet; sie diente ihrem Bruder wie eine treue Magd und doch war das Verhältniß beider Geschwister zu einander keines der Ueber- oder Unterordnung; sie gehörten zusammen nach den heiligsten Gesetzen der Blutsverwandtschaft, sie ergänzten sich gegenseitig in ihrem idyllischen Dorfleben und liebten einander so innig, wie dies bei der

hohen Aehnlichkeit ihres beidseitigen Charakters nur möglich war. Wenn am Arme ihres besuchenden Herrn Gemahls eine Frau Amtschreiberin oder Präsidentin in seidener Robe, die Finger funkelnd von edelsteinbesetzten Ringen, mit goldenem Ohrengeschmeide, goldenen Brochen, goldener Uhrkette, die sich groß und ringelnd wie eine Schlange über ihre Brust gelegt hatte, — so eine stolze Dame mit einem Beamtentitel, die ihre Bildung in Colombier, Landeron oder Yverdon vollendet hatte, — wenn so eine Dame in das Pfarrhaus gerauscht kam: da machte Röschen mit der unermüdlichsten Aufmerksamkeit die Honneurs, so undankbar dieses Geschäft in der Regel auch war. Denn sothane Damen waren meistens viel zu hoch daran, die Aufmerksamkeit der Pfarrersköchin mit einer freundlichen Unterhaltung zu erwiedern, was aber die Letztere nicht verhinderte, mit dem spiegelglatten Gleichmuth einer Philosophin die unverändertste Bescheidenheit, Liebenswürdigkeit und Freundlichkeit zu bewahren. Wenn aber eine solche durch eine seidene Robe, Beamtentitel, goldene Kette und wälsche Bildung hochgestellte Dame anfing, auf die Pfarrersköchin zu sticheln: dann gnad' Gott der Edlen! dann war Röschens Witz so behend, seine Pointe so treffend, sein Stachel so unwiderstprechlich ins Fleisch gehend, daß die geehrte Frau Amtschreiberin oder Präsidentin Hut und Schleier aufzuhissen, die Segel zu streichen und den Herrn Gemahl zum Aufbruch zu nöthigen begann!

Uebrigens hatte das Geschwisterpaar oft auch recht liebe Besuche. Der Pfarrer war sowohl wegen seiner Bildung als wegen seines Charakters überall hochgeschätzt und nicht selten wurde namentlich in Sachen des Schulwesens sein Rath eingeholt. Stu-

diengenossen und Jugendfreunde, die in der Nähe seines Dorfes theils als Beamte, theils als angesehene Privatleute wohnten, fanden sich von Zeit zu Zeit in dem stillen Pfarrhause ein, wo sie in Gesellschaft des jovialen Pfarrers und seiner verständigen Schwester — die bei der Unterhaltung nie fehlen durfte — die frohsten Stunden verlebten. Aber auch das Geschwisterpaar machte hie und da besuchende Ausflüge, bald näher, bald entfernter, bald zu befreundeten Familien, bald zu irgend einem benachbarten Pfarrer.

Besonders oft besuchte unser Pastor seinen Collegen im nächsten, an der Poststraße gelegenen Dorfe. Die beiden Geistlichen halfen sich in ihren kirchlichen Verrichtungen oft gegenseitig aus, und so war dieser Besuch schon aus geschäftlichen Rücksichten geboten. Dann befand sich aber in dem Nachbarsdorfe auch ein Gasthaus, wo regelmäßig die neuesten Zeitungen zu treffen waren. Auch dieser wegen spazierte der Pfarrer mit seinen beiden jungen Freunden oft dorthin, wo dann jedes Mal zuerst bei dem geistlichen Herrn Collegen vorgesprochen wurde.

Dieser war die sancta simplicitas selber. Sein Wissen war so eng abgegrenzt, sein Denken bewegte so sich nur innerhalb der von der Kirche gesteckten Pfähle, daß eine Unterhaltung mit ihm auch nur von der bescheidensten Tragweite sich absolut nicht führen ließ. Dabei fühlte er sich durch die Enge seines Wissens und Denkens nicht im Mindesten beschränkt; für die Vermehrung seiner Kenntnisse hatte er kein Bedürfniß und für das freie Walten des Denkvermögens fehlten ihm Kraft und Fähigkeit. So selbstgenügsam war dieser Dorfpfarrer, daß er sich nicht einmal die Mühe nehmen wollte, die eine Stunde von seinem Dorfe entfernte Eisenbahn, die neu erbaut worden und die für die ganze Gegend, wo

man noch vor einem Jahre nichts von Eisenbahnen wußte, ein Ereigniß war: daß er, sagen wir, sich nicht einmal die leichte Mühe nehmen wollte, diesen Triumph menschlichen Erfindungsgeistes mit eigenen Augen zu sehen! „Die Sache werde schon in der Zeitung kommen", antwortete er seinem Collegen und dessen jungen Freunden, die ihn bei einem Besuche auf das schnaubende Dampfroß aufmerksam machten. — Beinahe seine einzige Lektüre war das Brevier. Man mochte fast zu ihm kommen, wenn man wollte, so traf man ihn in dieses Buch vertieft.

Als ihn unsere drei Freunde wieder einmal besuchten, öffnete er ihnen mit der Linken freundlich die Hauspforte; in der Rechten hielt er, den Zeigefinger zwischen die Blätter eingeklemmt, das unvermeidliche Brevier. Der frischglänzende Goldschnitt ließ es sogleich für ein neues erkennen. „O ja" — befriedigte er die laut gewordene Neugierde — „es ist ein ganz neues Brevier, ich habe es vom Herrn Dekan kommen lassen, der diese Ausgabe wegen ihres kleinen Formats und sonach wegen ihrer Bequemlichkeit zum Nachtragen angelegentlich empfohlen hat. Indeß enthält mein altes größeres Brevier mehr als das neue; es enthält den großen und kleinen Exorcismus."

Gustav biß sich auf die Lippen.

Unser sonst so gelehrte Dorfpfarrer hatte von dieser difficilen Unterscheidung noch nichts gehört und fragte lächelnd, ob es denn große und kleine Teufelsaustreibungen gebe?

Florian war auf die wichtige Entscheidung sehr gespannt.

Der Gefragte aber erwiederte allen Ernstes: „Allerdings giebt es große und kleine Teufelsaustreibungen, will sagen Exorcismen: der große Exorcismus beschäftigt sich mit dem Teufel im Men-

schen, der kleine mit dem Teufel in den Thieren; denn daß auch diese vom Teufel besessen werden können, wissen wir aus der heiligen Schrift. In dem neuen Brevier nun fehlt der kleine Exorcismus gänzlich, der in meinem alten durchaus vollständig enthalten ist, was ich namentlich der Hausthiere wegen nicht zu gering anschlage, denn man kann nie wissen, wie sich der „böse Feind" in die Ställe einschleichet. Vermittelst der Exorcismen, die mein altes Brevier enthält, kann ich nicht nur den Teufel vom Rindvieh austreiben, sondern selbst von Schafen, Ziegen und Hennen!"

Daß auch eine unschuldige Henne vom Teufel besessen werden könne, war zwar für Florian eine nicht unwichtige, für unsern Dorfpfarrer und Gustav aber eine Neuigkeit, an der sich später oft ihr Witz übte.

Von dem geistlichen Nachbar begaben sich unsere drei Freunde gewöhnlich in das Gasthaus, um bei einem Glase Wein die Zeitungen zu lesen. Da der Wirth ein Protestant war, so blieb auch die freundlichste Einladung an den Nachbarspfarrer zu einer Flasche Wein im Gasthause immer ohne Erfolg; so gut katholisch war er, daß er nie ein protestantisches Haus betrat, nicht einmal ein protestantisches Gasthaus, obgleich er den Wein sonst nicht verachtete.

Florian dagegen, der den schönsten Anlauf zum orthodoxen Katholizismus genommen hatte, verfehlte nie, den Dorfpfarrer und Gustav in das erwähnte Gasthaus zu begleiten. Für ihn war der Wein nicht mehr protestantisch, der von einem katholischen Pfarrer bezahlt wurde. Und unser Dorfpfarrer war immer generös.

Viertes Kapitel.

Gustav's Wallfahrt.

Mit den kleinern Spaziergängen, die Gustav und Florian an der Seite des Dorfpfarrers zu machen pflegten, wechselten größere Ausflüge ab, die sie, um die noch kurze Spanne Zeit jugendlicher Unabhängigkeit in vollen Zügen zu genießen, bald dahin bald dorthin unternahmen. So treffen wir sie jetzt in Basel, wo Florian sehr angelegentlich die vielen Kirchen zu betrauern suchte, daß in deren Räumen schon seit dreihundert Jahren protestantische Psalmen ertönten, und zugleich nicht unterließ, für die wunderthätige Muttergottes am Spahlenthor eine kräftige Lanze einzulegen.

„Du bist ein unverbesserlicher Narr!" erwiederte ihm Gustav unmuthig; „gerade an Basel haben wir das schlagendste Beispiel, wie segensreich die Reformation, die den Menschen zur Bethätigung aller Kräfte für nützliche Zwecke seines Daseins angewiesen, gewirkt hat. Der Geist weisen Sparens, emsiger Thätigkeit und klug berechneter Unternehmen hat den protestantischen Baslern Schätze eingebracht, um die sie von vielen andern Städten beneidet werden."

„Ja, Eigennutz und Gewinnsucht — das ist der Basler Geist" — sagte Florian.

„Nenne du die löblichsten Bürgertugenden, wie du willst, die Thatsache steht fest, daß der Basler sich durch eigene Kraft, ohne

irgend eine Vermittlung weder von Geistlichen noch von Heiligen seinen gegenwärtig blühenden Wohlstand erworben hat. Wenn du willst, so war es der Eigennutz und die Gewinnsucht der klugen Jungfrauen im Evangelium, die für vorräthiges Oel gesorgt hatten; eine solche eigennützige und gewinnsüchtige Vorsicht darf man mit allem Fug und Recht eine christliche Tugend nennen. Und daß bei allem werktägigen Treiben der sonntägliche Sinn der Basler für ächte Religiosität unbeeinträchtigt für das Höchste und Heiligste glüht, das beweist nicht nur das dort lebhaft gepflegte kirchliche Leben, das beweisen nicht nur die dortigen vielen religiösen Vereine, sondern vor allen Dingen die werkthätige christliche Liebe, die stete Opferbereitschaft, womit die Armuth unterstützt, das Elend gemildert, dem Unglück beigesprungen und das Laster gebessert wird. In solcher Richtung zeichnet sich Basel durch eine ebenso große Freigebigkeit als umsichtige Verwendung seiner Liebesgaben aus; jene ist nur seiner Wohlhabenheit möglich, und die segensreiche Umsicht, womit es von ihr Gebrauch macht, ist die gesunde Frucht der praktischen Lebensschule, in welcher der Basler von seiner Jugend an schon erzogen wird. Du siehst daher, daß Basel das Glück seines Daseins im Grunde einer lebensvolleren Auffassung der Religion verdankt, während dasselbe Glück die Ausübung der Religion erst recht möglich macht."

Für eine solche Auffassung der Religion war aber Florian nicht zugänglich; mit Bibelstellen wie: „Eher wird ein Kameel" ꝛc. und „wenn dich dein Aug' ärgert" ꝛc. suchte er Gustav in die Quere zu kommen, der seinerseits mit dem zweischneidigen Schwert der Bibel zu fechten begann, wie Florian. Heute wie immer kamen

die Freunde in ihrem Disput zu keinem Ziele, und wie gewöhnlich machte Gustav dem Streit mit den Worten ein Ende: contra principia negantem non est disputandum, wer keinen feststehenden Ausgangspunkt zugiebt, mit dem hört aller Streit auf! —

Von Basel hatten sie einen gemeinsamen Ausflug nach dem benachbarten Mariastein, einem weithin bekannten Wallfahrtsort, beschlossen. Es war ein religiöses Interesse, das Florian, ein ästhetisches, um Herz und Auge auf dem schönen Wege dorthin und an der romantischen Lage des Klosters und der Kapelle zu erfreuen, das Gustav nach Mariastein zog. Man hatte ihnen in Basel mehrere Wege zu dem „Gnadenbronn" beschrieben, die theils in gerader Richtung, theils im Halbkreis zu demselben führen.

Nimmt man Basel und Mariastein als zwei entgegengesetzte Punkte eines Kreises an, so kann dieser allerdings früher umgangen werden, als die Erde den ihrigen um die Sonne vollendet. Allein es ist ein wahrhafter Zauberkreis, in den die Natur allen ihren Reichthum und alle ihre Reize gegossen, den die Menschen — zum Schutze sollte man meinen — einst mit mächtigen Burgen reichlich geschmückt und mit pietätsvollen Heiligthümern gläubig umkränzt haben; — hier umdämmern dich die Ahnungen der Gebirgswelt und die milde Ruhe des ebenen Landes; — die Erinnerungen an gewaltige Ereignisse der Natur und mächtige Thaten des menschlichen Geistes kehren hier in deine Seele ein; — hier findest du den idyllischen Frieden ländlichen Stilllebens, aber auch wieder die schwungvolle Stimmung deines ganzen Wesens; — fremde Trachten wallen zuweilen hin und her, seltsame Dialekte mischen das Gemurmel frommer Rosenkränze mit dem Brausen

Rheins, dem Rauschen der Birs oder dem Flüstern des Binnbaches; die fromme Einfalt und der krasse Aberglaube, religiöser Betrug und weltliche Spitzbüberei, lustiger Sinn und wahnsinnige Verzweiflung, heiterer Humor und finstere Weltverachtung suchen und finden hier ihre Bethätigung! —

Kaum war die helle Augustsonne hinter der Chrischona aufgestiegen, als sich unsere beiden Freunde auf den Weg machten. Sie schlugen verschiedene Richtungen ein, um sich dann im Laufe des Vormittags in Mariastein zu treffen; Gustav schritt zum Aeschenthor hinaus, um auf seiner Wanderung die schönen Ruinen zu erklimmen, womit die Höhen und die Vorsprünge der Berge geschmückt sind; Florian zog den entgegengesetzten Weg über Allschwil und Hagenthal vor, um sich hier den wallfahrenden Zügen, die aus dem Elsaß kamen, anzuschließen und gelegentlich bei den geweihten Stätten, bei denen er vorbeikam, vorzusprechen.

Die ganze Stadt lag noch in tiefer Ruhe, als die beiden Freunde sie verließen; es herrschte die morgendliche Stille des Sonntags; man vernahm nur das Rauschen des Rheins, der in nie ruhender Geschäftigkeit seine Wogen in die deutschen Gaue sendet, manches Herz erfreuend, manches Lied aus seinem Schlummer erweckend. Gustav trug ihnen innige Grüße auf für ... ach wohl hoffnungslose Grüße! —

Wie er vor die Stadt kam, schwebte über das Birsthal ein leichter Nebel. Die blauen Höhen der Berge glänzten in hellem Duft; die Ruinen des Wartberges, oberhalb Muttenz, waren von der Morgensonne vergoldet, während rechts vom Abhang des Bruderholzes, das sich als eine mäßige Erdwelle von Binningen bis

gegen die Klus hinzieht und das Leimenthal vom Birsthal scheidet, in blendendem Weiß die St. Margarethenkirche entgegenschimmerte. Ueber das Feld, wo Rudolf von Habsburg seine Wahl zum Kaiser vernahm, wo sich die wilden Schaaren der Armagnaken in der Schlacht bei St. Jakob tummelten, führt topfeben die Straße dahin, bis sie sich, etwa eine halbe Stunde von Basel, gegen Mönchenstein zu, etwas absenkt, um da weiter fortzulaufen, wo einst die Birs ihre Wellen über die kiesige Thalsohle hin in den Rhein gesendet hat. Einige Schritte links von der Straße ragt das großartige Fabrikgebäude der Neuenwelt im gelben Anstrich hervor; man hört deutlich die Birs brummen und toben, die ohne Zweifel unwillig darüber ist, daß man sie vermittelst eines Wuhrs gezwungen hat, ihren Arm dem Betrieb des Fabrikwesens zu widmen, während ihr Lebenslauf bisher ein äußerst wilder, zügelloser, ja lasterhafter war. Davon wissen namentlich die Felder von Aesch, von Dorneck und Reinach zu erzählen, wo der unbändige Fluß Hunderte von Jucharten Aecker und Wiesen zu Grunde gerichtet hat. Man beschäftigt sich ernstlich damit. ihm für die Zukunft das Handwerk zu legen; vor mehreren Jahren schon haben ihn die Mönchensteiner bereits bevogtet, d. h. ihm links und rechts solche Schranken gesetzt, daß er gezwungen war, sich ordentlich aufzuführen und ein anständiges Fortkommen zu suchen. Daß er in der Neuenwelt das große Rad in der Fabrik treiben muß, ist eine ganz billige Arbeitshausstrafe für seine frühern Exzesse.

Gustav überschritt die Birsbrücke, von wo die Straße sanft bergan gen Mönchenstein führt. Auf einem Felsen über dem lachenden Dorf thronte einst das gleichnamige Schloß; es sind nur

noch spärliche Mauerüberreste von demselben vorhanden, die kaum der Mühe eines Besuches verlohnen. Ohne längeren Aufenthalt bog hier unser Wanderer nach links von der Straße ab; ein steiniger Pfad führte ihn zuerst durch Rebberge, dann durch Buchenwaldungen ziemlich steil bergauf, und bald standen die noch hochragenden und weitausschauenden Mauern der zerfallenen Burg Reichenstein vor seinen Blicken. Die Strahlen der Morgensonne fielen schräg durch die Fensteröffnungen der gewaltigen Ruine, die einen schönen Ausblick über das Birs- und Leimenthal gewährt — bis hinüber in das Sundgau. In den bestimmtesten und kräftigsten Umrissen, im hellsten Licht der Sonne stellte sich gen Westen dem Auge die Landskron dar, die auf ihrem Bergkegel fruchtbare Felder und zahllose Dörfer hoch überragt. Hinter der Ruine Reichenstein bildet die Formation des Gebirges eine „Mulde", die mit einem lustigen, luftigen Wäldchen von Lärchenbäumen überpflanzt ist und sich in einen engumschlossenen Thalgrund absenkt. Zwei große Weiher füllen denselben mit ihren Spiegelflächen fast gänzlich aus; ein einsames Gebäude, in dem einst Beguinen gehaus haben sollen, lehnt sich im Hintergrunde an das Gebirge an, während an der Thalöffnung „in einem kühlen Grunde ein Mühlrad" geht und sich von der Höhe herab die Ruine Birseck in der Wasserfläche spiegelt. In diesem Thälchen und bei dieser Ruine hat sich mit dem Walten der Natur die sinnige Kunst verbunden. Ein hübsch angelegter Weg schlingt sich unter dem Schatten der Baumwipfel um die beiden Weiher, wo ein Kahn den Besucher einladet, sich auf den Wellen zu schaukeln. Der Hügel, auf dem sich die restaurirte Ruine mit Rittersaal und Schloßkapelle erhebt,

ist in englische Anlagen umgewandelt mit einer jener unvermeidlichen Einsiedeleien, wie sie die Romantik zu Ende des vorigen und zu Anfang dieses Jahrhunderts liebte. Die Natur und Gestalt des Hügels hat der Phantasie Anlaß genug gegeben, Grotten, Höhlen, Wasserfälle, Ruheplätze und Blumenbeete dort in anmuthiger Weise anzubringen. Das Schloß Birseck selber ist noch ziemlich gut erhalten und sieht mit seinem hohen Thurme freundlich in die Welt hinaus. Es beherbergte einst auch den Bischof Christoph von Blarer, der hierher kam, um die abgefallenen Arlesheimer mit seinem Hirtenstabe zur alleinseligmachenden Kirche wieder zurückzutreiben. Sie sind seither gut katholisch geblieben, diese Arlesheimer, deß ist Zeuge die schöne zweithürmige Domkirche, sind Zeugen die kolossalen Domherrenhäuser, die in zwei Reihen vom Portal der Kirche hinunterlaufen. Hier hausten die hochwürdigen Herren mit jener Ueppigkeit, die es kleinen Fürstenhöfen gleichthat. Die ältere Generation der Arlesheimer weiß auch noch genug zu erzählen von den großen Jagden, die sie gehalten, den glänzenden Mahlzeiten, die sie gefeiert, und den zuweilen sinnlosen Amusements, womit sie sich die Zeit vertrieben!

Von dem lieblichen Birseck wandte sich Gustav wieder bergan den Ruinen des Schlosses Dorneck zu. Unterhalb der weithinblickenden Schartenfluh liegen dieselben, in ziemlicher Höhe, auf einem mächtigen Felsblock. Sie sind von bedeutendem Umfange, großer Stärke und imponirender Höhe. Bis in die neunziger Jahre war das Schloß noch bewohnt, zuletzt von Landvögten. Als aber die erste französische Revolution ausbrach, machten hier die Bauern den Schlössern den Krieg und auch Dorneck wurde von ihnen zer-

stört. 1499 war es Zeuge der Schlacht, die zwischen den Schweizern und dem Heere Kaiser Maximilian's unten an der Birs wüthete. Von der Schartenfluh herunter, an seinen Mauern vorbei, kamen die Eidgenossen kampfeslustig und überfielen das sorglose Heer am Ufer der Birs.

Um nicht allzuspät in Mariastein anzulangen, unterließ es Gustav, die in der Nähe des Dornecker Schlosses kunstvoll angelegte Bergstraße zu besehen, die im Zickzack nach Hochwald hinaufführt, nahe an dem zerfallenen Schlößchen Hiltschenstein vorbei, das hoch und einsam und unzugänglich wie der Horst eines Adlers im steilen Tannenwalde droben sich angesiedelt hat. Vormals führte hier keine Straße, nicht einmal ein Fußweg vorbei; wie die menschenscheuen Ritter geheißen, die hier oben einst gehaust haben, darüber läßt uns die Geschichte völlig im Unklaren.

Rüstig wanderte indeß unser Freund nach dem Schloß Angenstein, das auf der Thalsohle der Birs liegt, da, wo sich dieser Fluß zu Abrahams, Isaaks und Jakobs Zeiten, oder vielleicht etwas früher, vielleicht auch etwas später, einen Ausweg aus dem Gebirge gefressen hat. Es ist eines der wenigen, die von dem großen Erdbeben 1356 verschont geblieben sind, weil es auf einem wiegenförmigen Steinblock ruhe, der von den Wellen jenes Ereignisses sanft wie ein Schiff auf der Meeresfluth geschaukelt worden sei. Noch ist es in bewohnbarem Zustande, ein Schmuck des Birsthales, das hier so eng geworden ist, daß es kaum der Birs und der neben ihr hinziehenden Straße den Durchpaß verstattet. Ueber demselben liegen die Ruinen von Bärenfels in ärmlicher Unbedeutendheit.

Ueber die in kühnem Bogen über die Birs gesprengte Angensteiner-Brücke schritt Gustav dem heitern Aesch zu, von da über das sanft ansteigende Pfeffinger Feld nach dem Dorfe Pfeffingen, das so zäh an der Reformation hielt, daß es aller List und Energie des schon erwähnten Bischofs Christoph von Blarer bedurfte, um es wieder zum alten Glauben zurückzubringen. Oberhalb desselben ragen hoch empor und stolz hinausblickend in das schöne Land, hinunter nach Basel, an den Rhein, in das mit Dörfern reich übersäete Wiesenthal die Ruinen des Schlosses Pfeffingen, das in dem großen Erdbeben zur Hälfte in das jäh abfallende Thal der Birs hinabstürzte — mit der Gräfin Wallraf von Thierstein und ihrem Säugling, die der bekümmerte Gemahl in den Trümmern zerschmettert zu finden fürchtete. Hatten die zarte Mutter des zarten Kindes die Flügel des Schutzengels in ihre liebende Obhut genommen? Unversehrt fand der hocherfreute Graf die Beiden im Thale drunten auf den Trümmern des verwüsteten Schlosses.

Sinnend und träumend wandte sich Gustav von hier über grüne Waiden wieder bergab westlich der Klus und der „Platte“ zu. Auch in dem stillen Thal der Klus, an dessen Rand ein Wein wächst, der an Güte dem edlen Rheinwein nicht um so gar vieles nachsteht, fand er wieder reichliche Zeugen der Vorzeit; nahe bei einander die Mauerüberreste der obern und untern Klus und diejenigen des Schlößleins Tschepperlin, die, je weniger man Historisches von ihnen weiß, um so geschäftiger von der Phantasie des Volkes mit Sagen umrankt, mit Geister- und Spuckgeschichten bevölkert werden. Die bewußte „weiße Frau oder Jungfrau“, die in solchen Geschichten immer und überall eine hervorragende

Rolle spielt, will man auch hier schon zu wiederholten Malen gesehen haben, bald auf einer Mauer stehend und den Vorübergehenden zuwinkend, bald heruntersteigend, um sich bei dem klaren Quellwasser die goldenen Haare zu kämmen. Man hat aber noch nie gehört, daß hier wegen ihr ein Schiffer verunglückt ist, wie das am Rhein drunten wegen der Lorelei passirt sein soll, wahrscheinlich weil hier zu einem solchen Unglück ein schiffbarer Fluß fehlt, wie der Rhein ist, wenn gleich auch in der Klus wie dort jenes Schwindel und Schwanken bringende Element, der süße Wein, fröhlich gedeiht.

Von der Klus geht's eine dachsteile Halde hinauf zur Platte. Auf derselben angelangt, schlug Gustav den Hohlweg ein, der durch den Buchenwald, mit Tannen und Fichten untermischt, mäßig bergab führt. Nach einer Wanderung von kaum einigen Minuten lichtete sich der Wald wieder, um einem kräftigen Eichenwuchs offenen Raum zu gönnen, mit seinen mächtigen Aesten weithin auszugreifen. Im Uebrigen hat dieser Waldpfad etwas Unheimliches; er wird selten von Menschen betreten; nur die Bewohner von Blauen und Renzlingen kommen zuweilen hier auf ihrem Wege nach Basel vorbei, furchtsame Naturen nicht ohne ängstliches Zagen, bis der Hohlweg überwunden ist. Am Ende desselben, einige Schritte abseits, erhebt sich ein altes, schwarzgraues steinernes Kreuz; es bezeichnet die Stelle, wo einst ein Metzger ermordert wurde. Er wollte mit dem Kalb an der Leine, Hund und Stock über einen Felsblock den ruchlosen Mördern entfliehen. Vergeblich; wo das Kreuz steht, erlag er ihren Streichen und hauchte dort sein Leben aus. Auf dem Felsblocke aber sieht man seine Fußtritte ganz deutlich noch

eingedrückt, auch die Fußtapfen des Kalbes und des Hundes und die Stelle, wo er den eisenbeschlagenen Stock aufsetzte; zuweilen je nach den Einwirkungen der Atmosphäre haben diese vermeintlichen Fußtapfen ein röthliches Ansehen, als ob noch das frevelhaft vergossene Blut an ihnen klebte. So phantastisch hat hier der Zufall der Natur bei dieser Steinbildung gewirkt, daß man in der Thal die Spuren jener Fußtritte deutlich wahrzunehmen glaubt. Und doch läßt sich annehmen, daß der merkwürdige Steinblock zur Zeit des Mordes so wenig eine Ankenballe gewesen sei als jetzt.

Vom freien Eichenwald aus, in den er jetzt getreten war, überblickte Gustav nach rechts hin das offene Feld; Therwil mit dem schlanken, spitzen Kirchthurm nahm sich von hier aus recht stattlich aus. Was doch so ein Kirchthurm einem Dorf gleich für ein Ansehen, für einen ausgeprägten Charakter giebt! — Die Kirche nach ihrer Bauart und Ausstattung, ihrer Lage und Umgebung ist für jedes Dorf gleichsam der persönliche Gesichtsausdruck und verleiht ihm seine bestimmte Individualität, während die bloßen Häusermassen aller Dörfer sich so ziemlich ähnlich sehen, wie ja auch die menschliche Individualität sich nicht durch Rumpf und Glieder, sondern durch die Gesichtsbildung und den Gesichtsausdruck charakterisirt. — Ueber Therwil hinaus lag in stiller Sonntagsruhe Oberwil, in einer blauen schimmernden Rauchwolke; die Weiber hatten heute, von der Arbeit der Woche ermüdet, etwas länger geschlafen und ihren Kaffee etwas später gebraut als gewöhnlich, das bewiesen die in den hellen Tag hinein rauchenden Schornsteine, wie dies übrigens auch in andern Dörfern der Fall war, nur daß sich dort

Auge und Sinn mit etwas anderem beschäftigen konnte als mit der Betrachtung des „blauen Dunstes.“ — Ueber die Felder wallten vereinzelte Schaaren nach Mariastein zu, wo heute der festliche Sonntag noch eine besonders erhöhte Bedeutung dadurch erhalten hatte, daß mit ihm das Fest „Mariä Himmelfahrt“ zusammenfiel. In einzelnen Dörfern gaben die Glocken das erste Zeichen zum Gottesdienst. Gustav ließ Ettingen, dessen erhaben gelegene Kirche mit ihren wunderlich aus dem Chor herausgewachsenen Thurme ihm entgegenschimmerte, vor sich liegen und eilte jugendlich rüstig links bergan — durch Gestrüpp und fast unwegsamen Wald, bis er ein mageres Feld erreichte und den Blauen in weiter Ausdehnung nach Westen hin vor sich hatte. Noch einige Schritte und der Fürstenstein war erreicht.

Eine schroffe Felswand hatte sich hier hart vor den ansehnlichen Gebirgszug, der die Schweiz gegen das Elsaß abgrenzt, hingestellt; ihre Höhe krönte einst die Burg Fürstenstein, von der nur noch spärliche Ueberreste vorhanden sind. Die Gegend ist rauh und verödet und hält mit jenen schönen Stellen im Birsthal, wo der Rittersinn des Mittelalters seine Burgen aufgeführt hatte, in keiner Weise eine Vergleichung aus. Doch gewährt die Ruine Fürstenstein eine nicht zu verachtende Aussicht nach Basel und auf seinen silbernen Strom. Einst muß das Auge der Basler-Bischöfe auch mit Wohlgefallen auf dieser Burg geruht haben, denn sie stritten sich mehr als einmal um dieselbe und war die nun so einsame Gegend öfters belebt von kämpfenden und turnirenden Ritterschaaren. Unter dem Kaiser Albrecht war Fürstenstein ein Besitzthum von Basel und wurde von den Schaaren des Ersteren bela-

gert. In der Nacht, als Albrecht ermordet worden, ritt ein Mann durch sein Lager an die Burg und rief: „Herr von Rottberg, der König ist erstochen.“ Das Lager brach am folgenden Morgen auf, dem Bischof von Basel wurde Friede und Geld gegeben.

Jetzt bebten die Töne der Predigtglocke von Mariastein her kräftig durch die heitere Sonntagsluft; es war halb neun Uhr. Gustav hatte die größte Eile, wenn er noch dem musikalischen Hochamte in Mariastein beiwohnen wollte. Und doch machte er noch einen kleinen Umweg, um den vollen Kranz von Burgruinen zwischen Basel und Mariastein zum Gegenstande seines historisch-romantischen Interesses gemacht zu haben. Noch hatte er die Ruine Rottberg vor sich liegen. Am Saume des Bergwaldes eilte er dahin. Rechts dehnt sich das wenig abträgliche Feld von Hofstetten aus — bis gegen das bernerische Dorf „Burg“ hin, von dem schönen Mariasteinthal unterbrochen. An dem Thalrand liegen die weitläufigen Gebäulichkeiten des bekannten Wallfahrtsortes und Klosters, das sich zur Zeit des Zerfalls mittelalterlichen Ritterlichkeit und Rohheit, aber auch zur Zeit des Zerfalls klösterlicher Kunst und Wissenschaft hier eine behagliche Stätte der Ruhe und des Genusses aufgeschlagen hatte.

Die Ruine von Rottberg hebt sich von dem dunklen Hintergrunde des Blauen in ihren noch guterhaltenen, hohen Mauerüberresten deutlich ab und wird noch lange als ein cyklopisches Denkmal mächtiger und kräftiger Rittergeschlechter die stille Gegend zieren. Mehrere Bischöfe in Basel führten von ihr den Namen und gehörten zu jenen wehrhaften Stützen der Kirche, deren Hand ebensooft das wuchtige Schwert in den Strauß trug als

den friedlichen Segen austheilte. Unter Rottbergs Botmäßigkeit standen vormals mehrere der umliegenden Ortschaften, die zum Theil später an Solothurn veräußert wurden.

Rottberg liegt auf keiner so freien Höhe wie Pfeffingen, aber freundlicher wie Fürstenstein. Es ist eine jener Burgen, wie sie „an der Saale fernem Strande steh'n", elegische Empfindungen weckend und alte Lieder wach rufend.

Doch weder die einen noch die andern konnten bei Gustav zu ihrem Rechte kommen. Die sämmtlichen kleinen und großen Glocken der Klosterkirche Mariastein riefen in hastigem Gebimmel und gemessenen Schlägen zum Gottesdienst; am Rande des Thales, das am Fuße von Rottberg sich in die Tiefe zu senken beginnt, eilte er dem nahen Mariastein zu. Ein an der Straße sich hinziehender und in das Thal hinabfallender Wald üppigen Laubholzes, in dessen grünem Blätterschmucke das Sonnenlicht zauberisch spielte, schützte ihn vor der vollen Strahlenhitze des himmelreinen Tages. Bald hatte er die lange Gartenmauer erreicht, die die lustwandelnden Mönche vor den Blicken der Vorübergehenden birgt. Noch immer tönte das Kirchengeläute fort; jetzt mischte sich mit demselben ein laut vernehmbarer Wechselgesang, der immer näher kam. Auf einmal bog eine Prozession um die nördliche Ecke der Gartenmauer, Gustav entgegen. Voran flatterte die roth-damastne Fahne, dann folgten die schwarzgekleideten Klosterschüler, „Studenten" geheißen, nach Alter und Größe wie zwei Reihen Orgelpfeifen aufgestellt, in den gefalteten Händen das „lateinische" Gebetbuch nahe vor den Augen haltend; dann die Laienbrüder und endlich, gleichfalls in zwei Reihen, die Mönche, nach der Zeitfolge ihres abgelegten Klostergelübdes.

In der Mitte des Zuges wurde von zwei der größten „Studenten" ein hochragendes, über und über vergoldetes, mit Rosenkränzen behangenes Marienbild getragen. Nicht ohne jenes Lächeln das mehr Spott als Freude verrieth, erkannte Gustav in einem der Träger unsern Freund Florian, der in dieser Eigenschaft nicht ohne hohe klerikale Selbstgefälligkeit in einem blendend weißen Chorhemde einherschritt. An dem feierlichen Zuge hatte sich eine fast unabsehbare Menge Volkes angeschlossen, die in gemeinschaftlicher Abwechslung den Rosenkranz zu beten versuchte. Aber es war nicht möglich, Takt und Ordnung einzuhalten; schrieen die Einen: „der von der reinen Jungfrau empfangen worden ist", so waren Andere schon mit einem „der von den Todten auferstanden ist" zur Hand, während dort eine Gruppe ihn „kreuzigen" ließ, bevor eine andere ihn hatte mit „Dornen krönen" können: so groß, so verworren war die Menge, so verschieden in ihrem Dialekte und in der Gewohnheit eines gemeinsamen Kirchengebetes.

Aber unberührt von dieser babylonischen Verwirrung wallten die „Studenten" und Mönche bei Gustav vorbei, den Weg nach Metzerlen einschlagend. Sie sangen mit geübter Stimme die lauretanische Litanei, die eine Reihe den Anruf, die andere das „Ora pro nobis!" Es ließen sich die verschiedensten Stimmregister, die verschiedensten Höhen und Tiefen wahrnehmen: die Silbertöne der jüngeren „Studenten", die zweifelhaften Laute des Uebergangsalters, kräftige Jünglings- und Männerstimmen und das zitternde Aufseufzen der greisen Mönche, die zu hinterst im Zug waren, in ihrer Mitte der altersgebückte Abt, gefolgt vom Kammerdiener in dunkelgelber Livrée.

Nicht weit war die Prozession auf der Metzerlenstraße hingewallt und sie bog rechts in einem Feldweg gegen das Mariastein Wirthshaus ein, um wieder in die Kirche zurückzukehren. Es war Gustav nicht möglich, auf der schmalen Straße weiter vorwärts zu kommen; er mußte zuerst die ganze lange nachwandelnde Schaar an sich vorbeiziehen lassen; die Mädchen und Frauen „aus der Schweiz oben aben“ mit ihren weißen Spitzenhauben, den Busen als unantastbares Heiligthum mit einem sammtnen Brusttuch bewahrt, über welches noch hüben und drüben schwarze Nestel hinliefen, unter den Armen durch silberne Schnallen gezogen, in faltenreichen „Jüppen“, mitunter noch von jener rothen Farbe, die ein Gräuel ist in den Augen gewisser vierfüßiger Thiere, die auf den Waiden „herumbrummeln“, über welche herab die schmucken Dirnen zur Wallfahrt gekommen waren; — sonnenverbrannte, derbknochige „Schwarzwälder“ mit Hemden ohne Halskrägen, und langem bis auf die Knie herabhängendem rothem Brustlatz; — geschmackvoll gekleidete Elsässer Mädchen; — verwegen ausblickende Sundgauer Bauern, das Haupt von der Last eines alle Nebel spaltenden und alle Gewitter ableitenden Hutes entblößt; — das Geschlecht der „Schwarzbuben“, in grünem Halblein oder blauem Sommerzeug gekleidet; — da und dort eine Gestalt in städtischem Anzug, der in Betreff der näheren Bezeichnung der Heimath vollständig im Unklaren ist. Es war eine reiche, bunte Caravanne von Pilgern, die von allen Richtungen her hier zusammengeströmt war. Das südliche Deutschland und das Elsaß, der bernerische Jura und das basellandschaftliche Birseck, die Kantone Solothurn und Aargau hatten gleichmäßig ihre Schaaren zu dem Marienfeste gesandt —

nicht zu gedenken derjenigen, die irgend eines frommen Gelübdes oder eines andern minder frommen Zweckes wegen sonst irgend woher sich heute in Mariastein eingefunden hatten. Schon war die Prozession fast wieder in der Kirche angelangt und jetzt erst stieß sie auf die Letzten der ihr Nachfolgenden. Der Zug glich dem Symbole der Ewigkeit: der Schlange, die sich in den Schwanz beißt. Es war ein Umgang um den Triangel, weil das Feld, um das er sich bewegt, so ziemlich die Form eines Dreieckes hat.

Auf dem Vorplatze der Kirche, die vor einigen Jahren mit einem neuen Portal in italienischem Geschmacke geziert wurde, das oben mit einem Glockenhause unschön abschließt, stehen zwei Reihen alter Lindenbäume, die reichlichen Schatten gewähren. Vor und nach dem Gottesdienste, namentlich aber während der Predigt, tummelt sich hier eine größere Menge Volkes, als zuweilen auf dem Marktplatze eines angesehenen Städtchens. Eine Menge Buden sind hier aufgeschlagen; Paternoster, Heiligenbilder, Krippen, Wachsstöcke, Meß- und Andachtsbücher werden feilgeboten; auf weißgedeckten Tischen sind Lebkuchen, Papilloten mit zarten und frivolen Liebesversen, überzuckerte Herzen und gelbe Wecken zum Verkaufe ausgelegt. Es wird gehandelt und gekauft, wie an einem Markttage. Die schenklustige Jugend und der gesetzte Sinn des frommen Alters finden hier eine Auswahl je nach ihrem Geschmacke. Da und dort sieht man Gruppen schäckernder junger Leute, ernst überlegender Männer; hier hört ein ganzer Menschenknäul einem alten Soldaten zu, wie er seine Schicksale erzählt und in alle diplomatischen Fragen eingeweiht ist; an einen Lindenstamm gelehnt, fleht ein Einarmiger, ein Einbeiniger, ein Blinder oder

ein Lahmer mit durchdringendem Baß um ein Almosen; auf einem Sägbaume sitzt eine Reihe müder Wallfahrer, Wecken essend oder die Pfeife rauchend; am Fischweiher tummeln sich Knaben und werfen den Karpfen Brodkrummen zu. Dazwischen wogt es hin und her, in die Kirche und aus der Kirche, in das Wirthshaus und aus dem Wirthshaus; ein Bild der strömenden Wechselbeziehung zwischen geistigen und leiblichen Bedürfnissen, zuweilen auch des ungesunden oder übermäßigen Genusses für Leib und Seele.

Während Gustav nach Links und Rechts sich umschauend der Kirche zuschritt, hörte er in der Nähe seinen Namen nennen. Zu seiner freudigsten Ueberraschung befand er sich vor zwei Damen, die ebenso ungleich in Bezug auf ihr Alter als auf ihre religiösen Anschauungen waren. Die ältere stand nicht mehr weit von den Sechzigen, während die jüngere jene jungfräuliche Reife erreicht hatte, die bei dem tiefsten Empfinden und Fühlen des Herzens von dem hellsten und verständigsten Sinn, von dem opferfreudigsten Lebensmuthe beseelt war. Die ältere war eine eifrige Katholikin, die jüngere zwar eine geborne Protestantin, aber ohne sich strikte und strenge an die Confession zu binden, die sie wohl achtete, allein als etwas fast mehr Zufälliges der über allen Confessionen stehenden Religion der reinen Lehre Christi unterordnete. Eben aus diesem Grunde, d. h. weil die jüngere Klara eine etwas läßige Protestantin war, hoffte sie ihre ältere Tante um so eher für die katholische Kirche mit der Zeit zu gewinnen, als Klara sich über die erhebende katholische Kirchenmusik, wie über Musik überhaupt,

mit dem wärmsten Interesse äußerte. Sie war daher ebenso gern die Begleiterin der Tante auf ihren Wallfahrten und Festbesuchen, wo sie in der That oft manchen musikalischen Hochgenuß hatte, als diese es an keiner Gelegenheit fehlen ließ, ihr so viel katholischen Glanz und Pomp als möglich vor Augen zu führen. Obgleich Klara's Vater, ein ehrwürdiger Pfarrer im badischen Unterlande, ein strenger Protestant war, und die Ansichten der Tante vollständig durchschaute, so hatte er zuletzt doch nichts mehr dagegen, daß seine Tochter die Wallfahrerin da und dorthin auf ihren frommen Reisen begleitete. Denn war es für ihn einerseits auch widerlich, daß Klara mit der Begeisterung überzeugungsvoller Wahrheit oft äußerte, alle Confessionen sollten sich zur einer Religion schöner Humanität herausläutern, so hatte er zugleich in dieser Aeußerung wieder eine Garantie dafür, daß sein Kind nie zu einer Kirche convertiren werde, welche vielleicht von den Schlacken confessioneller Einseitigkeiten am allerwenigsten sich befreit hatte. Zugleich bürgte ihm der übrigens vortreffliche Charakter der Tante für den nur immer wünschenswerthen Schutz, den ein braves Mädchen in der Welt draußen stets bedarf. Und endlich verhehlte er sich auch wieder den Nutzen nicht, den der mannigfaltige Verkehr mit „Land und Leuten" dem offenen, empfänglichen Sinn seiner Tochter eintragen werde.

So treffen wir denn auch die beiden Damen auf ihrer Mariastein-Wallfahrt. War es Zufall, war es höhere Fügung, war es vielleicht eine geheime Verabredung, daß Klara und Gustav sich hier fanden? Wir wissen es nicht. Aber das mag der Leser hier

gleich erfahren, daß die Beiden schon längst einen Bund der Herzen geschlossen hatten, der in der innigsten Uebereinstimmung ihrer Gefühle, der vollständigsten Einheit ihres Charakters beruhte. Es war ein Liebesbund für die Ewigkeit, weil das Ewige ihres eigenen Wesens, woran sie theilnahmen, ihre unverwelklichen Hände ineinandergelegt hatte.

Fünftes Kapitel.

Florian's Wallfahrt.

Wir wissen, daß unser Freund Florian auf seiner Wanderung nach Mariastein eine andere Richtung eingeschlagen hatte als Gustav. Sein Weg führte zunächst über hügelloses, wellenförmiges Land, über Allschwil, Neuwil und Hagenthal. Hier haben die Dörfer schon einen ganz andern Charakter als die nur eine Stunde mehr südlich gelegenen. Die Häuser bestehen alle aus s. g. Riegelwänden und haben ihre Giebel meist der Straße zugekehrt. Das klare Quellwasser des Gebirges fehlt hier; vor jedem auch nur einigermaßen wohlhabenden Hause steht ein Pumpbrunnen, der für Menschen und Vieh das so nothwendige Element aus der verunreinigenden Erde saugen muß. Da und dort breitet sich der trübe Spiegel größerer Wasserbehälter aus, den schnatternden Gänsen, die hier in Menge gezogen werden, ein willkommenes Schwimmbassin, in Feuersgefahr aber dazu dienlich, die löschenden Eimer zu füllen.

Auf dem Felde zwischen Allschwil und Neuwil begegnete Florian schon am frühen Morgen wallfahrenden Schaaren, die den Rosenkranz betend bald das Hagenthaler Kreuz zu erreichen hofften. Sie konnten nicht umhin, sich vor unserm Freunde, dessen

künftige Bestimmung sie ihm auf mehrere Schritte schon ansahen, ehrfurchtsvoll zu verbeugen, während er die gute Meinung dieser Leute, die sie von ihm hatten, noch dadurch bestätigte, daß er nur mit der größten Zurückhaltung sich mit ihnen unterhielt, dann sein „lateinisches Gebetbuch“ aus der Tasche zog und Gebete lispelte. Je höher die Sonne stieg, desto belebter wurde der Weg; von Wald- und Feldpfaden kamen Männer und Frauen aus dem Sundgau, von Muesbach und Michelbach, von Gaisspitzen und Landser, von Illfurt und Tagsdorf und wie die kleineren und größeren Dörfer dieses Landes alle heißen, wo die Geistlichkeit unbedingt über die Gemüther herrscht und das Volk seinen Verstand nur da anzuwenden gewohnt ist, wo es Andere übervortheilen kann. Auch einige Schweinstreiber von Knöringen waren zu unsern Wallfahrern gestossen, jene ehrlichen und gebildeten Handelsleute, deren zweites Wort ein Fluch, deren gewöhnliche Versicherung eine Verpfändung ihrer Seele an den Teufel ist. Es hatte ihnen vielleicht, wie man sagt, „vom Teufel geträumt;“ es war ihnen vielleicht einmal in einer unruhigen Nacht in den Sinn gekommen, wie oft sie auf dem Barfüßerplatz in Basel dem und jenem Bauer gesagt hatten: „Der Teufel soll mich mit Leib und Seele holen, wenn das „Säule“ nicht ohne Fehler ist“, und wie sie trotz besserem Wissen und Gewissen die Leute gegen theures Geld schmählich angeführt hatten. Sie dachten vielleicht, durch ein Gelübde nach Mariastein die alten Sünden abwaschen, um dann den saubern Handel von Neuem wieder beginnen zu können. — Unter ihnen befand sich auch ein College aus der Gegend von Altkirch, der alle Freitage auf dem Säuplatz von Basel zu treffen war, ein

pfiffiger, abgefeimter Kerl, der selbst dem Teufel eine Nase drehen zu können glaubte; er fluchte zwar wie die übrigen; doch mit seinem Seelenheil zu spielen, ließ er fein bleiben. Statt: „Der Teufel soll mich holen", war er Sophist genug, immer zu sagen: „der Neuteufel soll mich holen", auf welche Weise er so gut betrügen konnte, wie die andern Schweinstreiber, ohne daß der „böse Feind" deßhalb Macht über seine Seele hatte, da es gar keinen Neuteufel giebt, wie er dachte.

In keinem Menschen kann der Funke des Göttlichen ganz erlöschen, aber wo die Lehre der Kirche und Schule den Verstand dem unbedingten Glauben unterjocht, da verwirren sich alle Begriffe für das Rechte und Gute, und nur der Mensch in seiner thierischen Gemeinheit, in seinem rücksichtslosen Eigennutz bleibt noch übrig. Und wenn das Gewissen einmal sich regt und aufwacht, da fehlt ihm das leitende Licht, das zur dauernden Versöhnung führt. —

Die Wallfahrer hatten den Hagenthaler Wald erreicht, der sich in ansehnlicher Ausdehnung über die Ebene dahinzieht. Ein leichter Morgenwind lispelte in dem Laube der Birken, zwischen deren schlanken weißen Stämmchen hindurch man bis weithin über das weiche Moos hinweg einen freien Einblick hatte, bis eine Schaar junger Fichten oder Tännchen, deren Aeste bis zum Boden herabreichten, demselben eine Grenze setzten. Auf einmal standen ein Dutzend verdächtig aussehender junger Männer vor unsern Wallfahrern; den einzelnen Wanderer hätten sie hier mit allem Grund erschrecken können; ihr trotziger Blick, ihre verwilderte Toilette, ihre abgetragenen Blousen verriethen nur zu deutlich, daß sie keines-

wegs im Begriffe waren, den „Sonn- und Feiertag zu heiligen.“ Wären es Diebe oder Räuber gewesen so hätte es die zahlreiche Wallfahrer-Schaar um so siegesgewisser mit ihnen aufnehmen können, als sich unter ihr ja auch die schon erwähnten „Schweinstreiber“ befanden, diese kampfgeübten Gesellen, die alle im Kalender rothgedruckten Sonn- und Festtage ihren Mitbürgern in der Dorfschenke gewöhnlich auch roth und blutroth auf die Stirne zeichneten. Aber jene Männer waren zwar keine Diebe und keine Räuber, und doch ist der Mond ihre Sonne, der Wald ihr Nachtquartier und der Tag nicht ihr Freund; die Wächter der öffentlichen Ordnung, die Gensdarmen und Gardisten, pflegen sie in weiten Bogen zu umgehen oder vermittelst über die Schuhe gezogener wollener „Finken“ in ihrem Gang zu täuschen. Selten trifft man sie vereinzelt, es sind immer mehrere kräftige Bursche beieinander, um auf einen Zusammenstoß mit der Polizei gefaßt zu sein. Da gab es denn schon manchen Kampf auf Leben und Tod, wenn sich überhaupt die Polizei stark genug fühlte, einen solchen Kampf zu wagen. Schon mehr als einem Gardisten wurde von diesen abenteuerlichen Gestalten im Hagenthaler Walde vermittelst des unentbehrlichen Rebmessers der Bauch geschlitzt; mehr als einer wurde von ihnen schon todtgeschlagen oder todtgestochen. Aber auch schon mancher dieser Blousen-Männer endete sein „freies Leben“ damit, daß er an dem Schweif eines Gendarmenpferdes gefesselt nach Altkirch oder Ensisheim geführt wurde; mancher schon siechte an einem Schrotschuß dahin oder wurde von einer schutzzöllnerischen Bleikugel tödtlich getroffen.

„Contrebändler“ nennt das Volk diese Blousenmänner, die

es mehr schätzt als verachtet, mehr liebt als fürchtet und in keinem Falle verräth. Denn sie sind es ja, die ihm wohlfeileren Kaffee, Zucker, Seife, Tabak u. s. w. einhändigen und es von den Steuern für die nothwendigsten Lebensbedürfnisse gelegentlich befreien.

Der Hagenthaler Wald war von jeher eines ihrer beliebtesten Rendez-vous. Oft hielten sie hier ihre Waaren versteckt, machten von hier aus ihre Wanderungen, nahmen hier telegraphische Depeschen in Empfang oder sendeten solche ab, lange bevor über die civilisirten Theile der Erde jenes Netz eiserner Drähte gespannt war, in welchem schon so mancher Dieb hangen geblieben. Gewisse, nur ihnen bekannte Zeichen, die sie in die Baumstämme schnitten, gabelförmige Zweige, die sie so oder so da oder dort auf den Weg legten, waren die deutlich redenden Hieroglyphen, die vollständig Auskunft geben über die Art und Weise einer beabsichtigten „contrebändlerischen" Expedition, über die Stellung der Gardisten, das Schicksal Einzelner u. s. w. Jeder trägt auch ein Pfeifchen eigener Construktion bei sich, mit dessen schrillem Laute er seine Genossen warnt oder aufmuntert.

Nur des Nachts, wie gesagt, macht der „Contrebändler" den gefährlichen Gang mit seiner Waare. Den Tag über kauft er in der Nähe der französischen Grenze, in Benken, in Flüh, in Roderstorf ein; singend, trinkend, spielend harrt er mit seinen Genossen in einem Wirthshause, bis sich die Nacht herniedersenkt; nun nimmt er seine Waare auf den Rücken und — glücklich, wenn er die Kette französischer Grenzwächter unbemerkt durchbrechen kann; sein Verdienst ist dann oft ein sehr ansehnlicher, um den ihn mancher kleine Kaufmann beneiden würde. Allein wohlhabend wird ein

„Contrebändler“ nie; dazu fehlt ihm die ruhige Sicherheit des Erwerbs, die Ordnung und Regelmäßigkeit der Lebensweise. Eben deßhalb hat sie aber auch wieder gewissermaßen etwas Romantisches: die „Contrebändler“ scheeren sich den Teufel um die prosaische Regelmäßigkeit einer ordentlichen Thätigkeit, sie verachten die philisterhaften Gesetze der modernen Staatseinrichtung, aber sie halten ritterlich zusammen, bestehen blutige Abenteuer und führen — wenn sie außerhalb des Bereiches der Vogelfreiheit sind, „ein freies Leben, ein Leben voller Wonne.“

So stand es wenigstens um diese merkwürdige Menschenklasse zur Zeit, als wir Florian auf seiner Wallfahrt nach Mariastein antreffen. Die begegnenden „Contrebändler“ schritten im Hagenthaler Wald rasch grüßend an unsern Wallfahrern vorbei, die ihnen „Glück auf den Weg“ wünschten. —

Am westlichen Saume des Waldes, in einer Vertiefung, liegt Hagenthal, zum großen Theil von Juden bewohnt, welche die ganze Gegend mit ihrem Schacherhandel brandschatzen. Hier waren schon viele Wallfahrer angekommen, und neue Schaaren strömten von Volgensburg her, die das Grab der drei heil. Jungfrauen im Wenzwiler Walde besucht hatten. Dieses wird aber in neuerer Zeit weit überstrahlt von dem wunderthätigen Kreuz zu Hagenthal, das erst vor einigen Jahren seine Wunderkraft, wie versichert wird, an einem lahmen Knaben zu bewähren anfing und seither Wunder auf Wunder wirkt. Sein Ruf verbreitete sich bald so schnell, seiner Verehrer wurden bald so viele und der Geldspenden flossen so reichliche, daß sie in kurzer Zeit hinreichend waren, das Heiligthum mit einer geräumigen Kapelle zu umgeben, und daneben

noch ein Häuschen für einen „Waldbruder" aufzuführen, eines jener mittelalterlichen Amphibien, die weder Laie noch Priester und von denen man im Elsaß da und dort noch Exemplare in schwarzen und gelben Kutten antrifft. Theilte Florian mit seinen Wallfahrern auch die wundergläubige Verehrung für das Kreuz, so war es für ihn doch etwas befremdend, an der Seite des ältern „Waldbruders" auch einen jüngern, kaum zehnjährigen zu erblicken, der offenbar des ersteren Sohn war und schon bei Zeiten in dem anscheinend so entsagenden, in der That aber hier sehr einträglichen Stand des Vaters erzogen werden sollte.

Ob der jüngere „Waldbruder" seine Kutte wohl mit auf die Welt gebracht hat? fragte einer der Schweinstreiber. —

Nachdem man in Hagenthal dem Kreuze seine Huldigungen dargebracht hatte, zog man weiter durch jungen Waldaufwuchs Leimen zu, betend, singend, plaudernd. Die Schaar war bereits zu einem unübersehbaren Kreuzzug angewachsen, wie denn dieser Weg der Muttergottes in Mariastein stets die zahlreichsten Verehrer zuführt. Da es noch nicht spät am Tage war, so beschlossen einige Wallfahrer noch einen kleinen Abstecher zu machen und die Kapelle der heil. Walpurga, Helgenbronn (den heiligen Brunnen), zu besuchen. Florian schloß sich ihnen an. Nahe bei Leimen führt ein Feldweg rechts abseits; auf demselben hat man in einer halben Stunde die Kapelle erreicht, die auf einer nördlich von dem genannten Dorfe sich hinziehenden Anhöhe ein bescheidenes und doch weithin sichtbares Plätzchen einnimmt. Des Merkwürdigen bietet sie nicht das Geringste dar; nur sprudelt neben ihr ein frischer Wasserquell von heilkräftiger Wirkung. Am 1. Mai, am

Feste der heil. Walpurga, wallfahren Weiber mit ihren kranken Kindern dahin und lassen dieselben in dem wunderthätigen Wasser baden; auch waschen sich an demselben Tage solche Mädchen damit, deren Antlitz von Sommersprossen verunstaltet zu werden bedroht ist.

Es ist merkwürdig, wie viele Wallfahrtskapellen und Wallfahrtsstätten in der Nähe des Leimenthals dem frommen Sinne zu allen Jahreszeiten Bethätigung gewähren und so zu sagen für jede Wunde ein Pflaster haben! Unweit von Helgenbronn, gegen Bettlach hin, liegt mitten in einem Walde die Kapelle des St. Brice, die alljährlich, namentlich am Pfingstdienstag, von vielem Volke besucht wird. Da sie zu klein ist, die Menge jeweilen zu fassen, so wird die Festpredigt immer außerhalb derselben gehalten, und es nimmt sich recht sonderbar aus, daß zu diesem Behufe die Kanzel außerhalb der Kapelle wie ein Schwalbennest an die Mauer geklebt ist. — Wir könnten noch viele solcher Stätten nennen, zu denen glücklicher Weise nicht immer der Aberglaube wallfahrtet, sondern die auch oft Veranlassung und Vorwand sind, in „schönen Sommertagen, wenn lau die Lüfte wehn", Jung und Alt aus der Prosa des Heimathdorfes durch Feld und Wald fortzulocken und dem empfänglichen Sinne die Schönheiten der Natur aufzuschließen. Es haben nicht Alle Zahnschmerzen, die zu dem Grabe der „drei Jungfrauen", nicht Alle Gliederreißen, die zum Hagenthaler Kreuze, nicht alle Mädchen werden von Sommersprossen bedroht, welche nach Helgenbronn, nicht alle Jünglinge leiden an Seitenstechen, die nach St. Brice wallen: aber Viele an Langweile, bestimmter und unbestimmter Sehnsucht, heißem Liebesschmerz. Erquicken und er-

frischen die höheren Klassen der Gesellschaft während des Sommers in Bädern das kranke Gemüth und welke Herz, hält dort ihre Jugend verschwiegene Zusammenkünfte: so könnten auch jene Waldkapellen und frommen Erinnerungsplätze gar viel erzählen von der poetischen Wanderlust des Volkes, von den Leidenschaften der Herzen, die Vater und Mutter verlassen haben, um sich hier zu begegnen — und von noch vielen andern Dingen, die mit der katholischen Religion und ihrem Cultus gar nichts gemein haben!

Und solcher Stätten giebt es, wie gesagt, in dieser Gegend noch viele, begünstigt von der Anmuth und Lieblichkeit einer milden Natur, gefeiert von den abenteuerlichsten Erinnerungen und Sagen, die immer und immer wieder von einer glaubenseifrigen Geistlichkeit aufgefrischt werden, damit sie grün bleiben, wie die Wälder, die sich jeden Frühling wieder mit neuem Laub bekleiden.

Doch wir dürfen auf der Wallfahrt nach Mariastein uns nicht mehr weiter von unserm Ziele entfernen und bleiben nun wieder an der Seite unseres Florian.

Er hatte mit seinen Begleitern von dem wunderkräftigen Wasser in Helgenbronn pflichtgemäß getrunken; doch weigerte er sich auch nicht, einigen jungen Burschen Gesellschaft zu leisten, die sich in dem dortigen Wirthshause eine Flasche „Rothen" bestellt hatten; der Durst hatte sich bei der beginnenden Hitze der Wanderer bemächtigt und eine Entsagung schien hier um so weniger am Platze zu sein, als es männiglich bekannt ist, daß die Sonne in dem mittäglich gelegenen Rebberg von Helgenbronn einen Rothwein kocht, den selber der Bischof nicht verachten würde, geschweige denn ein angehender Geistlicher wie Florian.

Die kleine Schaar schritt wohlgemuthet den Feldweg hinab nach Leimen, um sich da wieder mit dem Hauptstrom der Wallfahrer zu vereinigen. Von Leimen geht es anfänglich sanft bergan, was den Bewohnern des ebenen Elsasses ein ganz ungebührlich tiefes Athemholen verursachte. Vor sich hatten sie den Landskron-Berg mit einer der größten und umfangreichsten Ruinen, welche die Schweiz und Elsaß kennt. Auf der Westseite des Berges schlingt sich der steinigte Weg steiler empor. Auch hier hauste in „Waldbruder" mit frommem Lammsgesichte, der aber auch mit der Schlauheit eines Fuchses da, wo der Wallfahrer einen etwas beschwerlichen Pfad vor sich sieht, seine Kapelle mit einer großen Knie- und Sitzbank hingebaut hat, um ihn hier neue Kraft sammeln zu lassen für die noch kurze Strecke. Niemand geht hier vorbei ohne anzuhalten, wo Jesus, Maria und Josef, nebst verschiedenen Engeln aus Papier geschnitzt und mit Flittergold verziert den künstlerischen Schmuck des Altärchens in der Kapelle bilden. Mehrere Lampen hangen von der Decke herab an jenen papiernen Ketten, wie sie sich die Kinder zurecht schneiden, um Zwiebeln darin aufzuhängen und des Winters zum Keimen zu bringen. Der Einsiedler unterläßt nie, die Ankommenden auf das Aermliche seines künstlerischen Materials und kirchlichen Schmucks aufmerksam zu machen; denn er sei auch selber so arm wie Lazarus — eine Bemerkung, die, je nach Umständen illustrirt und kolorirt, nie verfehlt, die Vorübergehenden an ihre Tributpflichtigkeit zu erinnern.

Unweit der Kapelle des Einsiedlers erhebt sich im Schatten zweier Lindenbäume ein ungewöhnlich hohes Ablaßkreuz, reich und bunt geschmückt mit dem ganzen Inventarium aller derjenigen Werk-

zeuge, die bei dem Leiden und der Kreuzigung Christi in Anwendung gekommen sind. Die Dornenkrone, die Säule, an die er bei der Geißelung gebunden wurde, die Geißel, das Schweißtuch, der Scepter, die Leiter, die Lanze, das Essiggefäß, der Schwamm, die drei Nägel, Hammer und Zange, das Kleid, die Würfel, das Schwert Petri, die Laterne, der Hahn — das Alles und noch viel mehr strahlt in Farben von unzweifelhafter Entschiedenheit dem Gläubigen erbaulich vom Kreuze entgegen. Das sothane Kreuz ist eine etwas derbe Erinnerung an den schönen Opfertod des Erlösers, aber dem Geschmacke des hier vorbeiwallenden Elsässer-Volkes vollkommen angemessen. Auch unsere Wallfahrer betrachteten dasselbe zum Theil mit thränenfließender Rührung und setzten ihren Weg erst nach längerem Gebete wieder fort.

Von hier geht es, wie gesagt, etwas steil bergan. Doch hatten sie bald den Weiler „Tannwald“ erreicht, der zwischen dem Gipfel des Landskronberges und dem nach Norden hin schroff abfallenden Felde von Mariastein wie auf einem Sattel liegt. Nur noch eine Viertelstunde und sie waren an dem berühmten Gnadenort; schon winkte ihnen die St. Anna-Kapelle von luftiger Höhe wie ein chinesischer Tempel entgegen, und die Predigtglocke tönte mit ihrem mächtigen Klange ganz in der Nähe. Man gönnte sich hier noch eine kurze, letzte Rast. Eine Menge Volkes trieb sich auf „Tannwald“ herum, kam an und strömte weiter, ging in die Häuser, die fast alle in Herbergen umgewandelt sind, ein und aus — betend, lärmend, summend wie in einem Bienenstock. Florian benützte die Rast zur Um- und Aussicht.

„Tannwald“ hat eine prächtige Lage, die ohne besondere An-

strengung erreicht werden kann. Auf dem nordwestlichen Rand des Mariasteinthales gelegen, bilden diesen sanft anschwellendes Acker- und Wiesengelände, wo auch der Rebstock auf lohnende Weise Wurzel geschlagen hat, während der nordöstliche Thalrand dem „Tannwälder" mit gewaltigen Felsensäulen und Steinbänken entgegenblickt. Unmittelbar nördlich über dem Weiler aufsteigend predigt seinen vergleichsweise winzigen Häusern ein ungeheurer Steinhaufen, aus welchem, halb zerfallen, halb erhalten, noch Thürme mit unverwüstlichem Trotz hervorragen, das erschütternde Wort der Vergänglichkeit menschlicher Dinge. Es sind die Ruinen der Landskron, die mit der napoleonischen Macht gebrochen wurde. Dort auf dem Rande des St. Anna-Feldes standen die Kanonen der Alliirten und sendeten mit größerem Lärm als Erfolg drei Tage lang ihre Kugeln über die Köpfe der „Tannwälder" hinweg an die Mauern von Landskron. Aber diese thaten in ihrer granitnen Festigkeit keinen Wank. Endlich blieb doch der geringen Besatzung nichts übrig als die Uebergabe. Die Alliirten sprengten nun vermittelst einer Pulvermine einen der Hauptthürme der Festung Landskron, der mit dumpfem Getöse mitten entzweibarst. Dem andern Hauptthurm drohte dasselbe Schicksal; aber dem fürbittenden Patriotismus des damaligen Hagenthaler Pfarrers hat er es zu verdanken, daß er verschont blieb. Der pfiffige Pfarrer belagerte nämlich den Ehrenpunkt des Kommandirenden des Belagerungskorps, indem er ihm zu verstehen gab, daß die gänzliche Vernichtung der Festung Landskron ihre einstige nicht hoch genug anzuschlagende Widerstandsfähigkeit und militärische Bedeutung gänzlich aus dem Gedächtniß der Nachkommen verwischen würde,

während die Erhaltung des einen Hauptthurmes wenigstens das beredteste Zeugniß ablegen müßte für die Tapferkeit einer Armee, die eine solche Festung eingenommen habe. Die wohlberechnete Schmeichelei des französischen Pfarrers war mächtig genug, den zweiten Hauptthurm vor der Zerstörung durch die bayrischen Truppen zu schützen. —

Ein weiter Einschnitt zwischen dem Bettwiler- und Landskronberg, in dessen engzulaufender Tiefe das Dörfchen Flüh eingeklemmt liegt, gestattet dem „Tannwälder" eine wundervolle Aussicht. Ueber die Felder und Wiesen des Leimenthales schweift der Blick; die Häusermasse von Basel mit den unzähligen weißen Kaminen, den vielen Thürmen und Thoren sieht man ganz deutlich; das Auge folgt dem silbernen Rheinstrom bis weit unterhalb Idstein; zuweilen erblickt man auch die schwebende Rauchwolke der Elsässer Eisenbahn, wenn sie sich St. Louis nähert; über dem Rheine lachen Einem die freundlichen Dörfer des Wiesenthals entgegen, winkt die hochragende Chrischona, dämmern der Feldberg und der Blauen in deutscher Ferne, während links die Einförmigkeit der elsässischen Ebene von der schnurgeraden, pappelbesetzten Linie des Kanals unterbrochen wird. Man möchte hier laut aufjubeln: „Die Welt ist so schön!"

Es sind aber nicht alles sonnenklare, herzerfreuende Eindrücke, die man in dem Weiler „Tannwald" empfängt. Derselbe stand schon von jeher in sehr zweideutigem Rufe. Wer den hellen Tag und ein offenes Menschenantlitz scheute: hier nahm er seinen zeitweiligen Aufenthalt. Die großen, fast unzugänglichen und unauffindbaren Gewölbe und Gemächer der Ruine Landskron, ihre laby-

rinthischen Gänge, der nahe Wald, die noch nähere Gränze, zum Theil eine Einwohnerschaft, die mit dem modernen Polizeistaate sich innerlich entzweit hatte, das Abgelegene der Ortschaft, die doch wieder oft von zahlreichen Wallfahrern besucht war, endlich der Umstand, daß „Tannwald“ als zu Leimen gehörend keine selbstständige Gemeinde war und daher keine „freiheitsfeindlichen“ Behörden besaß: das alles waren Verhältnisse, die vor Zeiten den Weiler zu dem Ikarien aller Spitzbuben von Nah und Fern machten.

Bettelvolk jeder Art trieb hier ungestört sein Wesen, Wallfahrer von Profession lockten unter erheucheltem Versprechen einer neuntägigen Andacht oder besonderer Fürbitte bei der gnadenreichen Mutter Gottes der frommen Einfalt das Geld aus der Tasche; „Contrebändler“ hatten hier ihre Waaren aufgestapelt und hielten ihre Orgien; vollständig organisirte Diebsbanden nisteten oft Monate lang mit Sack und Pack auf dem „Tannwald“ und machten von hier aus ihre nächtlichen Streifzüge; Falschmünzer wollten hier dem Geldmangel abhelfen; entsprungene Galeeren- und Kettensträflinge wandten ihre mühseligen Schritte zuerst hieher: denn es war ein weltbekanntes Geheimniß, daß in der Nähe ein gar menschenfreundlicher Schmied wohnte, der gerne mit einigen Feilenzügen ihre Knöchel von der eisernen Last befreite; — auch jene nie ruhende Habsucht, die zuletzt eine sinnenverwirrende Krankheit wird, feierte in dem entlegenen Weiler mehr als einmal ihre ebenso verwerflichen als verrückten Geisterbeschwörungen und erst vor wenigen Jahren noch wurde hier in einer Weise „gechristoffelt“, bei der zwar kein Geld zum Vorschein kam, dagegen Einer der „Christoffler“ durch den Dampf der bei der saubern Feierlichkeit angestellten

Räucherungen andern Tags erstickt gefunden wurde. Seine Collegen waren verschwunden, die Polizei kam zu spät!

So hat „Tannwald" eine Berühmtheit sehr bedenklicher Natur erlangt. Und zu welchem Zweck es auch sein mochte, daß die seltsamsten Besucher ihre Schritte hieher lenkten, immerhin konnten sie sich den Anschein geben, als wallfahrteten sie nach Mariastein, und waren so vor jedem bösen Verdachte befreit. Zu der geographischen Begünstigung dieses Nestes kam also noch, daß die gnadenreiche Jungfrau von Mariastein — freilich gegen ihren Willen — die Spitzbuben auf „Tannwald" noch in ihren besondern Schutz nehmen sollte! —

Florian hatte mit seinen Begleitern hier nur kurze Zeit gerastet; man beeilte sich, um noch vor der Beendigung der Festpredigt in die Kirche von Mariastein zu kommen. Der Weg von „Tannwald" dorthin wogte von dem dichten Gedränge der Wallfahrer. Immer lauter wurde ihr Beten, je näher sie dem Wallfahrtsorte kamen, immer höher gestimmt ihre Andacht, je deutlicher Kloster und Kirche vor die Augen traten. Aber auch der Andächtigste konnte sich des hellen Lachens beim Anblick einer Gestalt nicht enthalten, die in Mitte des frommen Zuges sichtbar wurde. Von Ferne konnte man unmöglich unterscheiden, was es für ein Monstrum war; es wandelte dahin wie eine Wolke, die sich aber von derjenigen, welche den Kindern Israels voranleuchtete, dadurch unterschied, daß sie gleichsam selber ein Kind Israels war und in einem christlichen Zuge einherschritt. Und das ein sehr altes Kind: der näher Hinzugetretene erkannte nämlich in demselben Niemand anders als den vielgewanderten Saitenjud von Hagenthal, der eine

große Matratze auf seinem Haupte trug, um sie in eigener Person — Kostenersparniß wegen — an diesem heißen Augusttage über den Blauenberg nach Laufen zu bringen, wohin sie verkauft war! Es ist ein merkwürdiges Ding um diese Schacherjuden: um einen Kreuzer zu ersparen, leiden sie tagelang Hunger oder ernähren sich bloß von Obst, das sie unter den Bäumen auflesen, von einer rohen Zwiebel oder von Knoblauch, ertragen alle Unbilden der Witterung, Hitze und Kälte und Spott und Hohn der Menschen. Und dabei sind sie meist kerngesund und erreichen ein hohes Alter. Auch der Saitenjud war schon alt und Niemand mochte sich erinnern, ihn je jünger gesehen zu haben. Seit fünfzig Jahren schon, vielleicht noch länger, wandelte der Mann in der immer gleichen Jugend des ewigen Juden in seinem stundenweit reichenden Gebiete herum. Unsere Väter und Mütter schon fürchteten als Kinder seinen weißen, stachlichten Bart, und Männer, die jetzt in Versammlungen das Wohl der Gemeinde berathen, hatten in ihrer Jugend den würdigen Nachkommen Jakobs oftmals in einen Schaaf- oder Schweinestall eingesperrt, weil er nicht sagen wollte: „Christus ist auferstanden." Auch die Jugend der Gegenwart treibt noch viel Unfug mit dem unverwüstlichen Manne, der ein Leben hat so zäh wie das einer Katze und noch in aller Rüstigkeit einen Schacherhandel betreibt, der sich auf die undenkbarsten Gegenstände ausdehnt. Menschen- und Pferdehaare, altes Eisen und Gold, Kalbfelle und Schaafsdärme, Frauen- und Männerkleider, Getreide und Obst — Alles ist dem Saitenjud anständig, der weniger Bedürfnisse hat als Diogenes und ein ebenso großer Psycholog ist als dieser ein Philosoph war. Er ist immer aufs Erbärm-

lichste gekleidet, zerrissen und schmutzig, ungekämmt und ungewaschen und hat seine vielen Taschen stets vollgestopft mit Gegenständen aller Art. Er läßt sich verhöhnen und verspotten, dafür hat aber sein erfahrner und scharfer Blick die geheimsten Familienverhältnisse durchforscht; er weiß, wenn es da oder dort der Hausfrau an Geld mangelt; er hat Geduld und Selbstbeherrschung genug, den günstigen Augenblick zu erlauern, wo er ihr um einen Spottpreis eine Schüssel voll Mehl, einen Sester dürrer Schnitze oder einige Pfund Butter abhandeln kann. Beladen wie ein Kameel kehrt dann der Saitenjud, der so mager und dürr, aber auch so ausdauernd ist, wie ein Araber der Wüste, am Abend nach Hause zurück und preist Jehovah. —

Beim Mariastein-Wirthshause löste er sich mit seiner zwar Schatten spendenden, aber die Hitze des Tages keineswegs erleichternden Matratze vom Zuge der Wallfahrer ab und wandelte quer über das Feld dem hohen Berge zu, den er mit seiner unbequemen Last noch zu übersteigen hatte. — Die Wallfahrer hatten endlich Mariastein erreicht und drängten sich durch die Volksmenge unter den Linden in die bereits angefüllte Kirche. Florian wandte sich zur Pforte des befreundeten Klosters, von wo er in das Chor derselben geleitet wurde.

Noch war die Predigt nicht zu Ende, als er dort eintrat, und trotz seiner kleinen Ermüdung, gieng er doch gerne auf das ehrende Anerbieten ein, im Umgang um den „Dreiangel" das Muttergottesbild tragen helfen zu dürfen. Nach der Predigt verkündeten alle Glocken des Thurmes den beginnenden Festzug; in die mächtig hallenden Töne mischte sich das Gebrause der schönen Orgel. Es

klang durch die helle Kirche hin bald dumpf und tief wie das Gemurmel des Waldbaches, bald zart und rührend wie der Sang der Nachtigall. Die Strahlen der heitern Augustsonne fielen schräg durch die hohen Kirchenfenster und der aufwirbelnde Weihrauch spielte darin in wunderlichen Gebilden.

Jetzt wurde der rothe Vorhang von dem Gitter weggezogen, welches das Langschiff der Kirche von dem Chore trennt, und aus dem letztern wallte der „Umgang" in jener Ordnung, wie wir ihn mit Gustav bereits betrachtet haben.

Sechstes Kapitel.

Ein Wallfahrts-Sonntag.

Nachdem der „Umgang" wieder in die Kirche zurückgekehrt war, begann sogleich das Hochamt. Es war in dem heiligen Raume ein dichtes, heißes Gedränge von Pilgern, über deren unzählige Köpfe die Tonwellen der Orgel präludirend dahin rauschten. Der Priester, die Leviten und Ministranten schritten in reichen Gewändern und in einer Ordnung, die nicht ohne theatralischen Effekt blieb, zum Hochaltar, der in seiner reichen Verzierung ein frommes Geschenk ist des frivolen Ludwig XIV. von Frankreich. Auf den beiden Seiten des Chors hatten die Mönche und „Studenten" Platz genommen, der Abt auf einem erhöhten Sitze unter einem Baldachin. Die Orgel verstummte; kunstvolle Instrumentalmusik begann das „Kyrie eleison", jubelnde Posaunentöne schmetterten das „Gloria" und mit felsenfester Zuversicht und untadelhafter Präzision spielten die Violinen das „Credo in unum Deum." Dazwischen respondirte die Orgel wieder auf des Priesters „Dominus vobiscum" mit den unnachahmlichsten Tonfiguren: es war, als hörte man ein munteres Bächlein hoch von einem Berge über Sandgeröll tief, tief in ein Thal hinunterrieseln!

Bei der Präfation begleitete die Orgel in sanftem Hauche des Priesters Stimme und mit der bewunderungswürdigen Schnelligkeit eines Eichhörnchens sprangen die Finger des kunstgewandten Organisten auf den Tasten herum. Dann sangen jugendliche Stimmen mit aller Inbrunst das „Sanctus“, bis das Geläute zur Wandlung Alles verstummen machte und die Andacht der knieenden Menge nur durch zarte Orgelmelodien verklärt wurde. Jetzt erst kamen die kräftigen Männerstimmen der Mönche zu ihrer vollen Geltung, und der Bittgesang des „Agnus Dei“ offenbarte die seligste Versöhnung, als sei in der Bitte zugleich auch schon die Gewährung enthalten. Und wieder rauschte Orgelklang voll und mächtig durch die Kirche — lange noch, nachdem der Priester die Stufen des Altars schon verlassen....

Sollen wir noch sagen, welchen Eindruck dieser musikalische Hochgenuß auf die fromme Menge machte? „So wird's im Himmel zugehen“, dachte manches empfängliche Gemüth, dessen Ohr noch keinen andern Ton vernommen hatte, als in der Dorfkirche den ledernen Gesang des Dorfschulmeisters. Kinder wünschten in der stillen Freude des Herzens ihre Eltern, Mütter ihre Kinder herbei, die schöne Musik zu hören. Andere stimmte sie weich und wehmüthig und erweckte ihnen alte Erinnerungen: sie gedachten ihrer Lieben, die schon längst auf dem stillen Friedhof ruhen... sie gedachten ihrer eigenen Unarten, wie sie so oft hätten besser und lieber sein können, sanfter und liebevoller gegen die Ihrigen, gegen Andere... und manche Thräne der Rührung, der Sehnsucht, der Reue füllte das gesenkte Auge!

Das ist die ethische Macht der Töne! —

Nach dem Hochamte strömte ein großer Theil der Volksmenge in die unterirdische Kapelle, wo die Muttergottes „gnädig" ist. Am Ostende des linken Seitenschiffes führt von der Kirche ein finsterer Gang abwärts. Man muß eine geraume Strecke im Dunkeln wandeln, bis vom Thale her Einem wieder das Licht des Tages entgegenstrahlt. Man befindet sich nun auf einmal in einer reichen Gemäldegalerie, die an Zahl der Bilder derjenigen von Dresden kaum nachstehen dürfte, an künstlerischem Werthe aber von dieser um etwas übertroffen werden mag. Eine ungeheure Menge von Votivtafeln, die an den Wänden des Ganges aufgehangen sind, haben hier das hereinbrechende Licht des Tages zu ihrer glücklichen Beleuchtung gewählt. Die meisten stellen sehr anschaulich die Errettung aus allerlei Nöthen und Gefahren durch die Fürbitte der Mutter Gottes dar. Namentlich spielt dabei der Blutsturz und das Erbrechen eine große Rolle und mehr als Einen Kranken sieht man abgebildet, bei dem uns der Künstler nicht im Geringsten im Zweifel gelassen hat, daß der Gegenstand seines Pinsels an jenen Uebeln leidet.

Von dieser Gemäldegalerie, an die sich die heitere, reinliche Kapelle zu den „sieben Schmerzen" anschließt, führt eine Treppe in vielen Stufen steil in die Felsgrotte hinunter, die zur Wunderkapelle hergerichtet worden ist. Einige Fuß über der Sohle des Thales, dessen beide Ränder senkrecht sich erheben und das hier ziemlich enge ist, hat die Natur tief in die Felsen hinein eine Höhle gebildet, die sich die Mutter Gottes zu ihrem Lieblingsaufenthalte gewählt haben soll. Man hat dieselbe zugemauert und nur durch zwei große Fenster das Licht von Osten eindringen

lassen. Zwei Altäre sind zu Ehren der Mutter Gottes darin aufgerichtet; auf dem einen lächelt das wunderthätige Bild der Himmelskönigin, das Christkindlein auf dem Arme. Mutter und Kind werden je nach der Bedeutung der Festtage mit gold- und edelsteinbesetzten Kleidern geschmückt, während kerzentragende Engel die beiden Seiten des Altares zieren. Auf dem zweiten Altare ruht ein steinernes Marienbild, das unverkennbare Werk eines Künstlers. An den Felsenwänden der Grotte laufen Galerien hin, für die Mönche und „Studenten" bestimmt, mit einem besonderen, vom Kloster her in den Felsen gehauenen Zugang versehen. Eine kleine Orgel auf den Galerien hilft den Gottesdienst verherrlichen. Fünf kolossale Kerzen prangen wie Orgelpfeifen an der Westwand der Kapelle, zu Ehren der Mutter Gottes von den fünf Gemeinden des Leimenthals hieher gestiftet, weil sie sich des Schutzes der mächtigen Fürbitterin in Kriegsnöthen besonders zu erfreuen hatten. In dem dunkelsten Winkel der Grotte, in einer Nische, die zuweilen von Wachskerzchen erleuchtet ist, liegt ein lebensgroßer Christus im Grabe, der Schreck aller Kinder, die hierher kommen. Dem Walten der Natur hat die schaffende Hand der Menschen auf das Mannigfaltigste in dieser Kapelle nachgeholfen, so daß sie in mehrfacher Beziehung eines aufmerksamen Besuches wohl werth ist. —

Nach dem Hochamte war die Kapelle bald mit zahlreichem Volke angefüllt. Trotz der immer nachdrängenden Menge herrschte in derselben eine auffallende Stille. Manches Auge hing flehend an dem Wunderbilde und aus manchem Herzen rang sich das inbrünstige Gebet zur Himmelskönigin um Abwendung von Krankheit, Noth und Elend aller Art. Viele knieten mit ausgebreiteten

Armen auf dem kalten Boden, Andere hatte Gewohnheit oder Neugierde in die merkwürdige Grotte gelockt. Jetzt erhob sich auf einmal aus der Menge eine heisere, laute Männerstimme, welche das Volk aufforderte, fünf Vaterunser und fünf Ave Maria wegen eines besondern Anliegens einer gewissen Person zu beten. Es war die Stimme des „blinden Hannes", eines Wallfahrers von Profession, der überall herumwandelte, um fromme Aufträge entgegenzunehmen und dieselben prompt und billig auszuführen, so billig, daß er sie oft nur durch einen halben oder ganzen Schoppen „Schnapps" honoriren ließ. Alles fing nun laut an zu beten. Nach dem „blinden Hannes" ließ ein „Waldbruder" eine ähnliche Aufforderung an die Pilger ergehen; aber schon Viele entfernten sich nun. Als dann gar noch der „Pantleon-Seppli" die christliche Liebe der Versammelten für fernere fünf Vaterunser und fünf Ave Maria in Anspruch nehmen wollte, leerte sich die Kapelle vollends bis auf nur wenige Geduldige, deren Aufmerksamkeit von den furchtbaren Verrenkungen der Glieder, dem abschreckenden Verdrehen der Augen und den wilden Expektorationen der „betrübten Marianne" in Anspruch genommen wurden. Sie sei vom Teufel besessen, hieß es unter dem Volke, der die Arme dann am ärgsten quäle, wenn ihre Seele mit frommen Uebungen sich beschäftige.

Unter den Linden trieb sich nach dem Gottesdienste noch viel Volk umher. Hier löste der Humor die Andacht ab. Vor Allem war es der Dittinger Fried, eine große Gestalt mit gutmüthigem Ausdruck, der durch seine unerschöpflichen Späße, seinen naturwüchsigen Witz und seinen unendlichen Reichthum an Anekdoten

eine große Menschenmenge um sich versammelt hatte. Auch der Schmied von F. mit seinen klugen Augen wußte der Lachlust der Menge immer frische Nahrung zu geben. Es ist dies derselbe, der einst in einer bischöflichen Carosse von Mariastein nach Flüh hinunter fuhr. Das Volk glaubte um so eher, es sitze der Bischof in dem Gefährte, als die Hand des Schmiedes wie segnend sich gegen die Knieenden bewegte. Als diese sich gefoppt sahen, erhoben sie Klage gegen den Schmied, der sich ganz einfach damit verantwortete, daß er sagte, er hätte nie und nimmer mit seiner Handbewegung den segnenden Bischof nachahmen, sondern damit abweisend den Knieenden zu verstehen geben wollen, daß er der Bischof nicht sei — Endlich war es noch der Pantleon-Seppli, der durch sein eigenes olympisches Lachen die Menge höchlich ergötzte. Kam man ihm nämlich mit einem guten oder schlechten Witz, wenn er nur die frohe Aussicht auf einen „Schnapps" darbot, so warf der Seppli den Kopf rasch rückwärts, stieß in den höchsten Tönen ein furchtbar schmetterndes Lachen aus, das in immer langsamern Wirbeln bis zu den Mitteltönen seiner Castratenstimme herabfiel. Dabei wiegte sich seine Gestalt in den Hüften, lustig warf er den Kopf hin und her und der Zipfel seiner baumwollenen Mütze gaukelte possirlich um das fröhliche Haupt. „Ein Narr macht viele Narren", sagten dann die Bedächtigen.

Nach und nach verlief sich das Volk; der Platz unter den Linden wurde immer leerer.

Während die Wallfahrer beschäftigt waren, ihre Gelübde zu lösen, ihren ästhetischen Sinn zu befriedigen, der Schaulust zu genügen oder ihrem Humor die Zügel schließen zu lassen: hatten

Gustav und Clara Zeit und Gelegenheit gefunden, unbelauscht ihre Herzen sich gegenseitig auszuschütten. Die Armen! Noch waren sie weiter von ihrem Ziele entfernt als je, und Clara's Vater, der von Anfang an in eine Ehe seiner Tochter mit Gustav nicht einwilligen wollte, trug jetzt vollends gegen den letztern einen unbesiegbaren Haß.

Während seiner Studienzeit auf der Universität Heidelberg hatte Gustav die Bekanntschaft Clara's gemacht, deren Vater Pfarrer in L. war, einem wohlhabenden Dorfe am Rhein. Die beiden Herzen verstanden sich bald und erschlossen sich ohne alle Zurückhaltung. Noch wußte der Vater nicht, daß Gustav Katholik war, ebensowenig, daß er nicht protestantische Theologie studirte. Der gute Mann wünschte vor allen Dingen einen Theologen zu seinem künftigen Schwiegersohne zu haben, einen Mann, der in seinem Geiste einst das Wort Gottes lehren und predigen werde. Er sprach seinen Wunsch mehr als einmal und immer mit einer gewissen Entschiedenheit aus. Und nun nahm Gustav, um die Hand Clara's von ihrem Vater zugesagt zu erhalten, zu einem Auskunftsmittel seine Zuflucht, das durchaus vollkommen hinreichend gewesen wäre, den allerschlimmsten, den allertragischsten Ausgang seines Verhältnisses mit Clara zu motiviren: er wurde zum Heuchler! Es war nicht ein verdorbenes Herz, es war mehr studentischer Leichtsinn, Mangel an sittlichem Ernste und Vertrauen in die Macht eines geprüften und als rein erkannten Gefühles, was ihn dazu machte.

Er gab nämlich Clara's Vater vor, er studire protestantische Theologie. In der That wußte er darin auch besser Auskunft als mancher wirklich protestantischer Theologe, indem er früher schon

die Kirchengeschichte mit einer umfassenden Gründlichkeit studirt hatte, die ihm über sämmtliche Gebiete der Theologie das hellste Licht verbreitete. Wohl beschwor ihn die hellblickende Clara, ihren Vater ja nicht anzulügen, wenn das treuliebende Mädchen gleichwohl voraussah, daß ihr Vater ihre Verbindung mit einem Katholiken nie und nimmer zugeben werde. Allein Gustav suchte ihre Bedenken dadurch zu beschwichtigen, daß er die Ansicht geltend machte, dem Vater könne und müsse man nach der Verheirathung reinen Wein einschenken und dann werde er sich schon in die Sache finden.

So fuhr Gustav fort, Clara unter der angenommenen falschen Maske zu besuchen, die ihm so gut stand, daß er sich bald in das aufrichtige Vertrauen des würdigen Pfarrers eingeschlichen hatte. War er gegen Clara in jeder Beziehung offen, verhehlte er ihr selbst seine Zweifel in den wichtigsten und heiligsten Lebensfragen nicht, die keinem redlich Strebenden erspart werden, fand bei ihr sein reiches Gemüthsleben und sein begeistertes Hoffen auf die wahrhafte Verwirklichung des Christenthums auf Erden das beistimmendste Verständniß: so war er andererseits wieder so schwach, so unredlich, dem Pfarrer in Dingen beizustimmen, die mit seiner Ueberzeugung im klarsten Widerspruche standen. Unter den Augen des Pfarrers gerirte sich Gustav als orthodoxer Protestant und verläugnete auf diese Weise die Religion seiner Eltern, der er von Geburt, die Religion seines Herzens, der er nach seiner Ueberzeugung angehörte. Es war dies in der That ein in hohem Grade frevelhaftes und sündhaftes Betragen.

Und daß auch Clara, die sonst so reine und offene Seele, die stillschweigende Mitwisserin dieses Betrugs gegen ihren Vater, den

sie so innig liebte, sein konnte — das wirft fürwahr einen bedenklichen Schlagschatten auf ihren Charakter. Sie hoffte zwar, Alles werde noch gut enden; sei einmal ihre Verbindung mit Gustav bewerkstelligt, dann wolle sie kniefällig den Vater für Gustav um Verzeihung bitten, dann wollen beide den gekränkten Mann mit doppelter Liebe versöhnen und ihm den Rest seines Lebens mit tausend Freuden verschönern.

Aber das ist ja bei großen und kleinen Vergehen und Verbrechen bei den meisten Menschen immer die Entschuldigung, daß sie mit der Zeit Alles wieder gut machen wollen! —

Inzwischen heuchelte Gustav fort. Der Pfarrer meinte, es wäre nun für ihn Zeit, sich in der Kanzelberedsamkeit zu versuchen. Zugleich würde es für den bejahrten Verkündiger des Wortes Gottes eine Erleichterung sein, wenn Gustav von Zeit zu Zeit in seiner Gemeinde die Sonntagspredigt hielte. Dieser ließ sich gleich hiezu bereit finden. Schon auf den nächsten Sonntag arbeitete er unter Anleitung des Pfarrers eine Predigt aus, die von dem letztern beifällig aufgenommen wurde. Nicht geringer war dann der Beifall der Gemeinde, den sie dem jungen Prediger zollte, der zwar etwas schüchtern und in der Mimik unbeholfen, gleichwohl mit klarer, warmer und sonorer Stimme seinen ersten Kanzelvortrag hielt. Der gelungene Versuch ermuthigte ihn zu öfterem Predigen, was ihm, wie er seinen Commilitonen in Heidelberg etwas renommirend zu sagen pflegte, vielen Spaß mache, und dem Pfarrer willkommen war.

Gustav spielte seine Rolle als aushelfender protestantischer Geistlicher so emsig und täuschend, daß er zuletzt der unbegrenzten Liebe

von Clara's Vater theilhaftig wurde und endlich dessen Einwilligung zur Verbindung mit der Angebeteten erhielt.

Wer war glücklicher als das junge Paar!

Begreiflicher Weise konnte aber der freche Mißbrauch der Kanzel nicht lange verborgen bleiben. Unter den Studenten von Heidelberg war es bald ein offenes, lustiges Geheimniß, das indeß nach und nach zu den Ohren der Behörden drang. Nachdem die Sache amtlich konstatirt war, wurde Gustav eingezogen und zu einer wohlverdienten Strafe verurtheilt.

Wir unterlassen es, den unsäglichen Kummer zu schildern, den die Entdeckung der ganzen Angelegenheit dem Pfarrer verursacht hatte. Einen so schmählichen Mißbrauch des Vertrauens, eine so schändliche Verhöhnung seiner Liebe, ein solch niederträchtiges Spiel mit seinem Heiligsten, seinem Glauben, einen so offenbaren Betrug um seine Tochter hätte sich der gute Mann auch nicht im Traume einfallen lassen. Und wie schmerzlich war für ihn erst noch die Erfahrung, daß sein eigen Kind in die Sache eingeweiht gewesen, daß sein eigen Kind noch ihn mitbetrogen hatte! . . .

Es war eine düstere, trübe, unheilvolle Stimmung, die lange, lange Zeit in dem Pfarrhause zu L. herrschte. Wie manche qualvolle Nacht durchwachte Clara in Thränen, wie schwer lastete auf ihrem Gewissen die ganze Wucht des väterlichen Kummers! An eine Verbindung mit Gustav war nun nimmer zu denken; wer weiß, ob sie sich je wieder sehen würden?

In den einsamen Räumen des Gefängnisses stürmten auch auf Gustav die Vorwürfe seines Gewissens mit aller Macht ein. Erst jetzt erkannte er die Verwerflichkeit seines Betruges, seiner Heuchelei,

zu der er sich so leichtsinnig herbeigelassen, in ihrem vollen Umfange. Er suchte und forschte nach Wahrheit — wie war er ihr untreu geworden! Er wollte einst im Leben in Rede und Schrift gegen Lug und Trug und Heuchelei zu Felde ziehen — und jetzt hatte er gegen sein besseres Wissen und Gewissen damit begonnen, als lügender, betrügender und heuchelnder Prediger seine praktische Wirksamkeit zu eröffnen! Er wollte durch eine von allen äußern Rücksichten unabhängige, nur der wohlgeprüften Stimme des Herzens gemäße Wahl einer Lebensgefährtin sich ein Familienleben aufbauen, das in Glück und Sitte und Ehrbarkeit ein Muster werden sollte für seine Umgebung — und der erste Grund, den er dazu legte, ruhte auf Lug und Betrug! Wo soll das hinaus?

Gustav schrieb endlich an Clara's Vater einen Brief voll der peinigendsten Selbstvorwürfe; er klagte sich auf's Offenste seiner Schuld an und bat auf's Flehendlichste um Verzeihung. Allein er erhielt keine Antwort. Da war es auch ihm einleuchtend, daß an eine Fortsetzung des Verhältnisses mit Clara nicht mehr zu denken sei. — Die aufrichtige Reue und die daraus hervorsprießenden männlichen Entschlüsse senkten nach und nach den längst verlorenen Frieden wieder in Gustav's Seele; nach einer langen strafenden Nacht quälender Vorwürfe leuchtete ihm wieder die Morgenröthe eines neuen Lebens, das er mit mehr Achtung auf sich selbst, mit mehr Rücksicht auf Andere beginnen wollte. Die erlebte Katastrophe hatte ihn offenbar gesetzter gemacht, wenn gleich noch viel jugendlich Unbesonnenes in seinem Wesen lag. — Nachdem er noch einige

Zeit mit dem anhaltendsten Fleiße seinen Studien obgelegen war, machte er mit Florian noch eine Reise in mehrere Städte des Nordens und kehrte dann mit ihm nach Hause zurück. —

Clara hatte ihr mitwissendes Einverständniß mit Gustav's Betrug mit heißen, bittern Thränen gebüßt. Auch in ihrem Innern kehrte endlich die Versöhnung wieder ein; des Vaters Stimmung milderte sich . . . aber der Name Gustav wurde in dem stillen Pfarrhause am Rheine nie mehr gehört.

Siebentes Kapitel.

Die Heimkehr und die beiden Pfarrer.

Es ist vielleicht ein Zeugniß für die Göttlichkeit und Ewigkeit der Liebe Gustav's und Clara's, daß diese trotz den beschriebenen Vorgängen wieder die Mittel fanden, sich in eine Korrespondenz zu setzen, die freilich zunächst hoffnungslos genug erschien. Zum ersten Mal seit langer Zeit trafen sie sich wieder in Mariastein. Was hatten sie sich hier nicht Alles mitzutheilen! und dennoch sahen sie keinen Ausweg, der sie in naher Zeit für immer vereinigen sollte. Es war ein trauriger Abschied, womit sie das nur allzukurze Zusammensein beschließen mußten! Die Tante drängte zur Abreise, wenn sie gleich das Verhältniß der beiden jungen Leute, in das sie eingeweiht war, nicht ungern sah; denn da Clara den katholischen Gustav liebte, so konnte es nicht fehlen, daß diese Liebe sie zuletzt zum Uebertritt zum Katholizismus führen müsse. Erwünschter als dies hätte der Tante nichts sein können.

In Flüh drunten wartete der Vater beim „Spönlihauer" mit einem Einspänner; er hatte im badischen Oberlande einen Besuch bei einem geistlichen Jugendfreunde gemacht und von dort die wallfahrende Tante und die liebende Tochter bis nach Flüh gefahren. Theils aus protestantischer Abneigung, theils weil dem bejahrten

Manne der Weg dorthin zu steil war, wollte er Mariastein selber nicht sehen; er erwartete die beiden Damen, wie gesagt in Flüh, von wo sie um 12 Uhr wieder die Rückfahrt antreten wollten. Jene kamen zur rechten Zeit an, und nach einem kurzen Imbiß, rollte das Chaischen Basel zu.

Gustav ließ in Mariastein seinen Freund Florian von dem süßen Geheimniß seines Rendez-vous nichts merken. Langsam wanderten sie in der brennenden Nachmittagshitze Flüh zu. In Mariastein war es nach und nach stille geworden; die Nachwellen der Wallfahrer strömten dem „Tannwald" zu oder eilten den Berg hinab nach Flüh; aus dem schattichten Thale vernahm man das Klappern der Mühle. Wie unsere beiden Freunde um den Vorsprung des St. Annaberges gebogen hatten, stellte sich ihren Blicken noch einmal die gewaltige Ruine von Landskron dar. Bald winkte in der Tiefe Flüh, und vom „Bade" her ließen sich die lustigen Töne eines Klarinets hören.

Die vielen Wirthshäuser dieses Dörfchens reichten kaum aus, die durstigen Pilgerschaaren zu fassen, und nur mit großer Mühe konnten Gustav und Florian noch ein Plätzchen im „Bade" finden, wo sie für theures Geld sehr schlecht bedient wurden. Denn zur damaligen Zeit wurde dieses prächtig gelegene „Bad" so übel bewirthschaftet, daß der Wirth ebenso viele Gäste abstieß, als die schöne Gegend anzog. Und schön ist die Gegend in der That. Flüh liegt am Eingange des Mariasteinthales, dessen Sohle mit üppigem Wiesengrün ausgelegt ist. Hinter dem „Bade" hat dasselbe nach Osten und Süden hin eine ziemliche Ausdehnung; romantische Felsenpartieen erheben sich links, während von Hofstetten

her die Ruine Sternenberg Einem malerisch entgegen sieht. Inmitten des Wiesengrundes liegt idyllisch einsam die Flühmühle. Gegen Mariastein zu wird das Thal enger, seine Ränder steiler. Felskegel sind auf beiden Seiten wie mächtige Osterkerzen aufgestellt, zwischen denen ein munteres Bächlein wie ein Silberfaden dahineilt, um außerhalb Flüh das offene Land zu begrüßen. Wem sollte es hier nicht wohl werden? —

Fanden die gastronomischen Bedürfnisse von Gustav und Florian im Flühbad keineswegs die gewünschte Befriedigung, so hatte dagegen das Auge zu sehen genug. Eine bunte Menge hatte die Räume des Gasthofes gefüllt, in welchen namentlich die Gelegenheit zum Tanze viel junges Volk gelockt hatte. Mehrere in Flüh einheimische Virtuosen, unter denen der Eggseppli einen altbewährten Ruhm genoß, spielten auf einem geräumigen Gerüste des Tanzbodens lustige Walzer und Hopser, und schweißtriefend stampften die Paare mit unermüdlichem Eifer den Takt. Wie graziös drehten sich die vollen Mädchengestalten des Elsasses im Kreise, wie flatterten die kurzen Röckchen der Schwarzwälder Dirnen!

Nachdem die wallfahrende Andacht am Nachmittage theilweise zum lustigen Tanze entknospet, war es auch ganz natürlich, daß sie am Abende zum blutig rothen Streite aufblühte. In der That wurde Flüh am Abend des Mariahimmelfahrtsfestes noch zu einem kleinen Schlachtfeld umgewandelt. An mehreren Orten zugleich entspannen sich Einzelnkämpfe, wie weiland vor Troja um die schöne Helena. Auch in Flüh waren „Meitli“ die Veranlassung des Streites, bei dem die Hackenmesser der Sundgauer nicht die geringste Rolle spielten.

Unsere zwei Freunde fanden für gut, Flüh bei Zeiten zu verlassen. Ueber lehmichtes Ackerfeld gieng's gen Benken, an der Villa Eggsepplìana vorbei, die nun halb zerfallen den Wind durch ihre Hallen streichen läßt. Ihre einstige Berühmtheit hatte sie keinem Bewohner zu verdanken, dessen Wiege etwa unter einem Throne gestanden; weder ein großer Wohlthäter der Menschheit, noch ein Dichter oder Künstler wohnte in den nun so armselig aussehenden Gebäuden. Doch was sagen wir? Hatte vielleicht nicht auch die Muse im Vorüberfliegen Eggseppli's Stirn gestreift und dem Manne, dem der Reichthum sein lebenlang keine Sorge gemacht, wie Schillers armen Poeten eine freie Eintrittskarte in's himmlische Paradies gegeben, in deren Besitz er sich glücklich fühlte? Gewiß; auch der alte Eggseppli war ein Kunstjünger und vor etwa vierzig Jahren noch spielte er seine Geige ganz bestimmt ebenso gut als der „Fideler von Alzeie", den das Nibelungen-Lied verewigt hat.

Der alte Eggseppli also, der zu Ende des letzten und zu Anfang dieses Jahrhunderts blühte und mit dessen unsterblichem Namen jene zerfallenden Gebäude auf der Egg verknüpft sind, war der Virtuos des Leimenthales, dessen Lorbeer lange Jahre unbestritten blieb. Es ist möglich, daß Paganini und Theresa Milanollo-Parmentier den Fidelbogen so gut führten als Eggseppli, daß sie den Saiten, die in ihrer primitiven Gestalt als Schaf-Därme eine prosaischere Bestimmung hatten, eine ebenso gute Stimmung zu geben, ihnen ebenso zarte Töne zu entlocken wußten, daß sie ebenso vortreffliche Instrumente hatten (Eggseppli bezog die „abgändigen" Geigen aus dem Kloster Mariastein), als unser Künstler von der Egg: allein größern Ruhm als ihm ist ihnen im

Leimenthal doch nicht geworden, und wenn hier einst ein Pantheon oder eine Wallhalle gebaut wird — Eggsepplis Büste wird ganz gewiß nicht die letzte sein, welche den erhabenen Raum zieren muß. Es gab keine Hochzeit, deren Freude er mit seinen Walzern und Hopsern nicht verherrlichen, keine Kilbi und Fastnacht, daß nicht von unzähligen Wirthen — denen er leider nicht allen zugleich dienen konnte — sein unvergleichliches Spiel verlangt wurde, und an Vieh- und anderen Märkten war der muntere Fideler selbst nach Liestal, Laufen oder Delsberg befohlen. Am meisten aber ließ er sich im Flühbad und beim Metzgerhans in Bättwil hören. Außer den gewöhnlichen Tanzbelustigungen wurde hier, namentlich während des Winters, oft ein Tanz improvisirt, zu dem dann schnell der Orpheus von der Egg gerufen wurde.

Oder war er selber der Veranlasser eines Tanzes. Nie verließ er nämlich seine Villa, ohne daß er seinen ledernen Waidsack umgehängt hatte. Außer einigen Paketen von Roßtrank und Mäusegift, stack in demselben immer seine geliebte Geige. Wie Alexander der Große den Homer, so trug Eggseppli stets seine Geige bei sich. Wo er auf seinen Wanderungen junge lustige Gesellschaft traf: schnell heraus mit dem Kolophonium und den Fidelbogen damit gestrichen, drauf los gefidelt und mit dem rechten Fuße den Takt dazu gestampft — wer hätte widerstehen mögen?

Die Erfindungen unserer bequemen Zeit kannte Eggseppli noch nicht, und hätte er sie gekannt, so würde er sie verachtet haben; er würde z. B. gesagt haben: wozu ein Taktmesser, wenn ich selber Takt im Leibe und Kraft in den Knochen habe, denselben laut und vernehmlich anzugeben?

Nach der Lehre der Aesthetik ist bekanntlich die Musik die subjektivste, die idealste Kunst und damit liegt die Gefahr nahe, daß Kunst und Künstler einseitig werden. Sein Genius bewahrte den unsterblichen Eggseppli auch vor dieser Gefahr, indem er seine Thätigkeit zwischen dem Idealismus der Kunst und dem Realismus des Lebens weise zu theilen wußte und gleichwohl ungetheilt im Dienste einer „höhern Idee" verblieb. Irre ich nämlich nicht, so war sein Vater ein Henker gewesen, und der Jüngling Eggseppli half ihm zuweilen Diebe, Räuber und Mörder an den hohen Galgen aufknüpfen. Ist das nicht eine sehr lobenswerthe Thätigkeit, ein Dienst in „höherer Idee?" — Sodann beschäftigte er sich mit Aushäutung und Verscharrung älterer Pferde, die arbeitsunfähig geworden und die ihm aus weiter Umgegend zugefahren wurden. Hiebei erwarb er sich verschiedene thierärztliche Kenntnisse, lernte in der Folge heilsame und schädliche Kräuter kennen, Pulver bereiten und Salben kochen, so daß sein Lebenslauf nicht bloß „Lieb' und Lust und lauter Liederklang war", sondern der ehrenwerthe Wandel des Roßdokters und des Mäusevergifters; wie gesagt, in seiner ledernen Waidtasche trug er neben seiner Geige immer Roßtrank und Mäusegift, die er zum Wohl der Einen und zum Weh der Andern verkaufte, am Oster- und Pfingstmontag auch die Lanzette, da er an diesen Tagen sämmtlichen Pferden des Leimenthals zu Ader lassen mußte. —

Eggseppli ruht nun ohne Zweifel schon längst in Abrahams Schooß; sein Andenken aber lebt im Leimenthal fort und seine musikalische Kunst hat sich auf seine Nachkommen vererbt: es war Eggseppli junior, den Gustav und Florian heute im Flühbad aufspielen hörten. —

Diese beiden kehrten in Benken beim Wirthtoni noch ein und erquickten sich an dem vortrefflichen Rothen, der in den hiesigen Rebbergen gedeiht. Dann wanderten sie durch das kleine Gehölze von Biel dem hohen Felde zu. Die Sonne war schon hinter den, Vogesen untergegangen, die Dämmerung hereingebrochen, als sie ermüdet in Basel ankamen.

Sie schliefen sanfter, als der Pfarrer und die beiden Damen die schon zu Mittag von Flüh abgefahren waren. Nach einem kurzen Zwischenfutter in Basel, setzten diese ihren Weg sogleich wieder fort und hofften noch vor Nacht in dem Hause des Jugendfreundes des Pfarrers im badischen Oberlande anzukommen. Das Pferd trabte munter auf der Chaussee fort, Basel lag schon weit im Rücken. Von der Ferne vernahm man den gellen Pfiff der Lokomotive der badischen Eisenbahn; das Pferd spitzte die Ohren, stutzte und sah, die Nüstern von hastigem Athmen weit geöffnet, nach der Gegend hin, woher der Pfiff tönte. Jetzt donnerte der Bahnzug heran und ward, ein vorweltliches Ungeheuer, in seiner ganzen Länge sichtbar. Das scheugewordene Thier war nicht mehr zu halten: es verließ die Straße im wildesten Galopp und eilte mit fliegender Mähne querfeldein über holperiges Ackerfeld. Die Damen schrien markdurchdringend um Hülfe, aber je mehr sie schrien, desto ärger rannte das Pferd — bis es über einen Graben setzend die leichte Chaise umwarf, unter deren Trümmern die Tante, Clara und der Pfarrer nun lagen!

Mehrere Sonntagsspaziergänger hatten aus einiger Entfernung der Katastrophe zugesehen und eilten nun den Unglücklichen zu Hülfe. Auch unser Landpfarrer, den wir im zweiten Kapitel kennen gelernt haben und der zur Zeit des Unfalles mit seinem

Lieblingsdichter Shakespeare einen Abendgang über das Feld seines Pfarrdorfes machte, befand sich unter den Hülfeleistenden. Die beiden Damen waren glücklicher Weise nur leicht gequetscht, Clara's Vater dagegen hatte mehrere Kopfwunden, von denen man leider noch nicht sagen konnte, daß sie vielleicht nicht lebensgefährlich seien; zugleich hatte sich ihm ein Strom Blut aus Mund und Nase ergossen und lag der Unglückliche gänzlich bewußtlos da.

Der Landpfarrer schickte sofort nach dem benachbarten Arzte und sorgte inzwischen für kalte Ueberschläge. Er ließ den protestantischen Collegen in sein Pfarrhaus bringen und lud die jammernden Damen ein, ihm gleichfalls dahin zu folgen. Hier fanden die Fremden die sorgfältigste und liebevollste Pflege und kannte namentlich des Pfarrers Schwester keine wichtigere und höhere Pflicht, als sich bei diesem Unglücksfalle recht aufopferungsvoll zu beweisen. „Denn wie schrecklich", dachte sie, „wenn Einem so etwas in der Fremde zustoßen sollte, ohne daß man dort Menschen mit offenem Herzen und christlichem Sinne anträfe." Der Landpfarrer, obschon ihm selber für den Verwundeten bangte, hatte doch für die untröstliche Clara so erquickende Worte, so wohlthuende Zusprüche, daß sich die Jammernden gestehen mußten, daß sie bei diesem Unfalle selbst unter dem Schutze des heimathlichen Daches nicht besser aufgehoben wären.

Nachdem der Arzt die Verwundungen von Claras Vater untersucht hatte, erklärte er dieselben zwar nicht für lebensgefährlich, doch wollte er die Möglichkeit nicht verhehlen, daß sie vielleicht verhängnißvoll für die geistigen Vermögen des Verunglückten werden könnten.

Schon am zweiten Tage stellte sich indeß das volle Licht des Bewußtseins wieder ein. Etwas verwundert blickte sich der Pfarrer in seiner neuen Umgebung um, und erst nach einiger Sammlung der Gedanken erinnerte er sich an das Eintreten der furchtbaren Katastrophe. „Wo bin ich? Wo sind sie?“ rief er angstvoll aus. Sie stand ja da an seinem Bette, die geliebte Tochter, auch die Tante war da und der Kranke befand sich mitten unter den Seinigen, unter dem freundlichen Schutze eines gastlichen Hauses, von lieben Händen gepflegt, von treuen Augen bewacht!

Die Heilung seiner Wunden, namentlich da sich nachträglich noch ein Rippenbruch herausstellte, ging nicht so schnell vor sich, als man geglaubt hatte. Indeß fühlte er sich geistig doch bald so vollkommen munter, daß er sich mit Lektüre beschäftigen und sich in jeder Weise geistig unterhalten durfte. Sein Wirth wollte ihn unter keiner Bedingung aus der Obhut seines Pfarrhauses entlassen, bis er vollständig geheilt sei. Wie war er dem katholischen Pfarrer, den er den barmherzigen Samariter nannte, zu Danke verpflichtet!

Die beiden würdigen Männer wechselten nun öfters längere Gespräche, zu denen meistens die von Tag zu Tag ankommenden Zeitungen den Stoff brachten. Politische und soziale Fragen wurden erörtert, neue Erfindungen bewundert und daran die weitaussehendsten Perspektiven geknüpft. Hiebei konnte es nicht fehlen, daß man von Systemen und Erfindungen ꝛc. auf Diejenigen zurückkam, für welche dies Alles erfunden war und welche es erfunden hatten, auf die Menschen, auf das Wesen der menschlichen Natur und die Aufgabe und den Zweck des menschlichen

Daseins. So sehr es der katholische und der protestantische Pfarrer vermeiden wollten, auch nur mit leisem Finger religiöse Fragen zu berühren, so brachte sie ihre Unterhaltung doch fast immer wieder hierauf zurück. Mit welcher Hochachtung wurde der Genesende gegen seinen Wirth erfüllt, als er ihn mit dem mystisch-poetischen Tiefsinne eines Jakob Böhme, mit dem sittlichen Ernste eines Schleiermacher über religiöse Dinge reden hörte! Und es that dieser Hochachtung keinen Eintrag wenn der katholische Pfarrer zuweilen den freisinnigen Fichte als seinen Gewährsmann anrief. Trat es doch aus den so würdigen und rücksichtsvollen Gesprächen der beiden Geistlichen immer deutlicher zu Tage, daß sie in der Grundanschauung menschlichen Lebens und der Erkenntniß menschlichen Strebens vollständig einig gingen.

Wohl war sonst der protestantische Pfarrer ein ebenso heftiger Eiferer gegen den Katholizismus gewesen, als eine gewisse katholische Fraktion unserer Tage den Protestantismus keck für einen Abfall von der christlichen Religion erklären zu können meint. Allein sein Eifer hatte nicht dem gesunden, keimkräftigen Kern des Katholizismus gegolten, sondern dem ultramontanen Katholizismus, der vor dem geist- und seelenlosen Materialismus unserer Tage auch nicht das Geringste voraus hat. Leider war es aber dem protestantischen Pfarrer nie vergönnt gewesen, jenen katholischen Kern irgendwo zu entdecken, und deßhalb war Alles, was katholisch hieß, in seinen Augen ein Gräuel, deßhalb hätte er nie und nimmer seine Tochter an einen Katholiken verheirathet, am allerwenigsten an Gustav, der ihn so arg hintergangen.

Dieser hatte bei Zeiten von dem Unfall der Pfarrersfamilie

gehört und eilte von Basel sogleich nach Hause, um die näheren Verumständungen zu vernehmen. Er hatte guten Grund, sich in der Wohnung des Ortspfarrers nicht sehen zu lassen. Indeß gereichte es ihm zu hoher Befriedigung, die Verunglückten in gutem Schutze und außer Gefahr zu wissen.

Des Pfarrers Röschen aber, gut und liebenswürdig wie es war, hatte bald das innigste Vertrauen von Clara erworben. Was diese ihr nicht vollständig mittheilte, errieth ihr behender Verstand schnell. Das Geheimniß wurde dem Bruder hinterbracht, der zunächst Gustav in's Verhör nahm. Dieser entdeckte seinem väterlichen Freunde und Lehrer aufs Offenherzigste der Liebe Freud und Leid, und gestand aufs Reumüthigste seinen Betrug, den er sich gegen Clara's Vater habe zu Schulden kommen lassen. Der Pfarrer runzelte auf dies Geständniß hin sehr bedenklich die Stirn und sagte schmerzlich bewegt: „Gustav, das hätt' ich von dir nie, nie geglaubt!"

Bevor irgend eine sachbezügliche Andeutung von seinen Lippen kam, forschte unser Landpfarrer nach allen Verhältnissen, die sich irgendwie auf die Liebe zwischen Gustav und Clara bezogen. Dann kam ihm auch die Letztere mit ihrem Vertrauen entgegen und bald hatten in ihm die beiden Liebenden einen mindestens ebenso willfährigen und klugen Vermittler gefunden als Romeo und Julie in dem Bruder Lorenzo.

Wenigstens gelang es demselben, seinen protestantischen Collegen und Freund — doch erst nach und nach — wieder zu Gunsten Gustav's umzustimmen, für den er sich in jeder Beziehung verbürgen zu können glaubte. Endlich ließ sich Clara's Vater her-

bei, Gustav vollständige Verzeihung angedeihen zu lassen; bald folgte dann auch die Einwilligung zur Verbindung der Liebenden, und die Hochzeit wurde bei unserm Landpfarrer gefeiert — ein Doppelfest des Dankes und der Freude.

Daß bei demselben Florian nicht fehlen durfte, versteht sich wohl von selbst. Einige Tage zuvor hatte er die Ernennung als Pfarrer in eine kleine Gemeinde erhalten. Die Tante wurde seine Haushälterin.

Gustav lebt mit Clara als angesehener Lehrer und Gelehrter in einer badischen Stadt in den glücklichsten Verhältnissen.

Der katholische und der protestantische Pfarrer sind die besten Freunde geblieben und stehen fortwährend in vertraulichem Briefwechsel.

Die Tante und Pfarrer Florian vertrugen sich nicht lange miteinander. Der Tante war Florian zu frivol und Florian war die Tante zu alt. Er sah sich nach einer jüngern Haushälterin um, lebt nun in ziemlichem Fett und gilt als eine eifrige Stütze der Bestrebungen der oberrheinischen Kirchenprovinz.

Die Orgelprobe.

Die Orgelprobe.

Im Elsaß wird bekanntlich sehr viel für den katholischen Cultus verwendet und verschwendet. Es herrscht in den einzelnen Gemeinden ein wahrer Wetteifer in Anschaffung von prächtigen Fahnen aus kostbarem damastenem Stoffe, von Himmeln aus feinem Sammt, glänzenden Borduren und hochnickenden Sträußen; womöglich steckt man die sämmtlichen Heiligenbilder der Kirche in goldene Kleider, ja man unterläßt es selbst nicht, ihre respektiven nackten Theile, wie z. B. ihre zarten Füße und strammen Waden zu vergolden. Nicht minder wetteifern die Herren Geistlichen in ihrem Ornate; jeder will das feinste Chorhemd mit den reichsten Spitzen versehen tragen, in dem buntbeblümtesten Meßgewande, in dem schwersten und von Goldborten am augenfälligsten Chormantel glänzen. An dem Chorhemd fangen oft — Dank dem Testament einer gottseligen alten Jungfrau und dem sinnigen Geschmack der nadelfertigen „Lehrschwester", die das kirchliche Weißzeug verwaltet — die Spitzen schon unmittelbar unter der Achsel an und reichen bis auf das hochwürdige Knie, so daß die eigentliche Substanz dieses Kirchenhemdes nur noch ein schmaler Kragen bildet, von gotteslästerlichen Zungen gewöhnlich „Geifermänteli" genannt.

Daß sothane Gemeinden auf den Schmuck ihrer Kirche und den Putz ihres Pfarrers nicht weniger stolz sind, als dieser sel-

der, läßt sich denken, und daß hoffnungsvolle Jünglinge benachbarter Gemeinden sich wegen den Vorzügen der kirchlichen Ausrüstung gegenseitig aufgezogen und einander mit der elsässischen Nationalwaffe, dem Rebmesser, den Bauch aufgeschlitzt haben, ist schon unzählige Male vorgekommen.

Der Streit entwickelt sich in der Regel ebenso einfach als natürlich. Gewöhnlich bei Anlaß gemeinschaftlicher Bittgänge, nach Beichte und Kommunion und Gottesdienst, setzen sich die jungen Bursche gemeindeweis im Wirthshause zusammen. Dann sagt etwa der Eine zu einem Bekannten aus der Nachbargemeinde:

„Gäl, Nazi, mir hän ä schöneri Fahne als ihr!"

„Dr Deifel hänr!" lautet dann die prompte und wohlfeile Antwort.

„Sags das nonemol?" ruft jetzt sofort der eine Tisch und der andere wiederholt:

„Dr Deifel hänr!"

Weitere Verhandlungen wären nun überflüssig; das Signal des Kampfes ist gegeben; Flaschen und Gläser fliegen hinüber und herüber, Stuhl- und Tischbeine werden abgeknickt und tanzen um die Köpfe; Alles hatte sich in einen dichten Knäuel des Kampfes verflochten, der schließlich in den Eingeweiden der Betreffenden wüthet — wir bitten dies wörtlich zu nehmen! — und mit zahlreichen Verwundungen in der Bauchgegend, von den bewußten nationalen Waffen herrührend, endet.

Respekt! Die Leute schlagen sich für ihren Herd, für ihre Laren, für ihren Pfarrer, für sein Chorhemd, für die Fahne und, wenn es sein müßte, elbst für das Löschhörnchen der Kirche!

In der Schweiz ist man, glaub' ich, noch nicht so weit gekommen. Doch hat die vom Elsaß nicht gar weit abliegende Gemeinde R. es vielleicht auch einigermaßen dem kirchlichen Bewußtsein der Elsässer zu verdanken, daß sie gegenwärtig eine Orgel besitzt. Schon jahrelang verhöhnten die nachbarlichen Sundgäuer die Einwohner von R., weil sie noch keine Orgel in ihrer Kirche hätten. Diese hatten nun freilich dem sundgäuischen Kirchenstolz nichts entgegenzusetzen und mußten in stiller Duldung Schmach und Spott hinnehmen. Zuletzt wurden sie dessen überdrüssig, und als nun kaum bemitteltere Gemeinden, als R. ist, überall in der Nachbarschaft ihre Emporkirchen mit dem Silberglanz zinnerner Orgelpfeifen geziert hatten und nun auch in der Kirche von Mariastein eine neue Orgel wie ein Riese aus ferner Höhe herabschaute auf die Menge, stolz und charaktervoll, und ihre Töne dahinströmen ließ voll innerer Stärke und Feierlichkeit, voll zartem Schmelz und Fluß: da fing auch den Einwohnern von R. an, ihr ungeorgelter Gottesdienst langweilig zu werden und sie beschlossen nun allen Ernstes, Mittel aufzutreiben, auch für ihre Kirche eine Orgel anzuschaffen. Diese löbliche Absicht gelangte endlich zur wirklichen Ausführung und bald erfreuten sich die guten R . . . er jenes würdigen Instrumentes, das war und ist und sein wird erhaben über die vergänglichen Künsteleien des Tages.

Es war nur billig, daß die neue Orgel auch feierlich eingeweiht wurde.

Auf den Sonntag, an dem dies geschehen sollte, wurde daher ein renommirter Organist aus dem benachbarten Kloster zur Abhaltung der Orgelprobe vom E. E. Gemeinderath eingeladen, wäh-

rend der Pfarrer gleichfalls mehrere Einladungen an befreundete Geistliche, sowie an den Arzt des Dorfes und an den kleinen dicken Amtschreiber des Bezirkes erließ.

Der Festtag kam heran, die Gäste stellten sich ein und die Gemeinde hatte sich zahlreicher als je in der Kirche eingefunden. Ein gewisser Stolz malte sich auf den Gesichtern, und namentlich behaupteten die löblichen Gemeinderäthe in ihren rothen scharlachenen Gilets heute eine gravitätische Würde. Doch vergaß sich hier und da der Eine oder Andere, einen Blick rückwärts auf die neue, glänzende Orgel zu werfen: war ja sie die Quelle seines stolzen Bewußtseins, der Mittelpunkt der heutigen Feier, die Ursache der feierlichen Stille, die erwartungsvoll kaum durch das leiseste Räuspern unterbrochen wurde. Das oft so nothwendige Schneuzen und Spucken hätte heute Jedermann für eine Kirchenschändung gehalten.

Von des Orgelbauers höchst eigener kundiger Hand wurde endlich der Blasbalg der Orgel knarrend und schlappend aufgezogen, durch welches Geräusch die Erwartung der Menge aufs höchste gespannt wurde. Dem Organisten, der schon längst die sämmtlichen Register — es waren ihrer zwölf — des blanken Instrumentes gezogen hatte, juckten bereits die Finger, die ganze Ladung des hier noch nie gehörten Spiels auf das gegebene Zeichen loszubrennen; kaum konnten sie sich in zitternder Spannung noch schwebend über den Tasten erhalten, ohne die eine oder die andere zu berühren und einen vorwitzigen Ton, wie einen jähen Blitz vor dem einbrechenden Gewitter, hervorzulocken . . . .

Jetzt schritt der Priester mit den zwei Ministranten aus der Sakristei dem Altare zu, jetzt gab das Glöcklein an der Seiten-

wand des Chores das Zeichen zum Anfang des Amtes und jetzt rauschten, brausten, summten, schmetterten, donnerten die neuen Töne der neuen Orgel von der Emporkirche über die Versammelten hinweg mit dem unwiderstehlichen Zuge einer entfesselten Naturkraft! Jetzt hatte sich die schwüle Atmosphäre entladen, jetzt war die Spannung gelöst, jetzt athmeten die Andächtigen wieder freier, jetzt jubelten sie in ihrem Herzen mit dem neuen Instrument!

Der berühmte Organist, der für etwas Besseres geboren zu sein scheint, als für die Kutte des heiligen Benediktus, präludirte meisterhaft; zuerst ließ er die ganze, volle Kraft der Orgel dahinstürmen, dann wechselte er mit den einzelnen Registern, ließ das Zarte und Liebliche auch zu seinem Rechte kommen, spielte in überraschenden Contrasten, in schmelzenden Uebergängen, bereitete in sonderbaren Disharmonien das Ohr auf eine höhere Klangeinheit vor, bewegte wieder durch ein wundervolles An- und Abschwellen der Tonmassen die Wogen des menschlichen Gemüthes — bis die neue Orgel ihre Leistungsfähigkeit nach allen Richtungen hin aufs Untadelhafteste bewährt hatte.

Nach diesem Präludium, das in der That eine wahre Orgel-, aber auch eine wahre Künstlerprobe war, und während welcher der Priester mit sammt seiner Gemeinde in Hören und Entzücken aufgelöst da stand, begann nun erst das Amt, dessen einfache Gesänge die Töne der neuen Orgel in ihre zierlichen Arabesken einfaßten. Nach dem Amte, als die Gemeinde schon im Begriffe war, die Kirche zu verlassen, spielte der Organist noch ein selbstständiges Orgelstück, variirte diesen und jenen musikalischen Gedanken in heiterer Laune, so daß, wie man nachher vernahm, es in den

Beinen der Mädchen merklich zu „gramslen" anfing und sie einander lächelnd ansahen. Es war, als hätten sie etwas von Eggseppli's und Hägeli's Walzermusik gehört.

Nach dem Gottesdienste war natürlich die neue Orgel der ausschließliche Gegenstand der Unterhaltung.

„Ich garantir', daß weit und breit unserer Orgel keine gleichkommt", meinte ein Bürger.

„Und en Baß hat sie, da soll's ihr Einer gleichthun", der Andere.

„Und en Athem hat sie, die braucht den Doktor noch lange nicht wegem kurze Athem", ein Dritter.

„Und feine Stimmen hat sie auch" lautete ein weiteres Votum, während der spezifische R . . . er Patriotismus in folgenden Ausdrücken seinen höchsten Schwung zu vernehmen gab:

„Die Sundgäuer Säutreiber solle nomol cho un eus uslache un fötzele, pots Herrschaft! dene wei mer heizünde, daß sie ihrer Läbtig dra dängä, die liederlige Kärli, die Dubel; in ihrem ganzä Departimänt hei sie ghei Orgele wie eiseri; alti Lotterfalle hei sie, die gigse und rätzä wie ne Stallthür, die scho lang nimme gschmiert worde isch."

„Oder schreie wie nä Säuli, dem sie Bei zwischen der Säustallthür und am Stallpfoste iklemmt isch", ergänzte ein anderer Patriot, dessen Rede von sämmtlichen Zuhörern mit dem beifälligsten Lachen auf durchaus ungeheuchelte Weise begrüßt wurde. —

Unter solchen und ähnlichen Gesprächen war Jeder zu Hause angelangt, wo auf dem Tische die freundliche Fleischsuppe dampfte und der saftige Speck auf einer umfangreichen Unterlage dürrer

Aepfelschnitze und in Würfel geschnittener Kartoffeln zum handlichen Zugreifen einlud.

In dem Gemeindewirthshaus war in Folge Beschlusses der Bürgerversammlung zu Ehren des Orgelbauers und seiner Gesellen ein solennes Festmahl hergerichtet worden, an dem natürlich auch der löbliche Gemeinderath ex officio Theil zu nehmen hatte. Es war dies einer jener seltenen und erwünschten Anlässe, wie sie sonst nur bei Steigerungen vorzukommen pflegen und welche in die etwas eintönige und oft sehr prosaische Lebensweise der Gemeindevorsteher eine äußerst angenehme Abwechselung bringen. Außer der kräftigen Fleischsuppe und den dürren Aepfelschnitzen mit dem Schmucke fünffingerbreiten Specks harrt ihrer bei solchen Gelegenheiten noch eine scheinbar fast unvertilgbare Portion Rindfleisch, ein mächtiger Kalbsbraten sammt einem Salat, dessen Hauptbestandtheil das Ergebniß des Fleißes mehrerer Dutzend eierlegender Hühner ausmacht, — gewichtig „Teigwesens“ und des halben Laib Käses gar nicht zu gedenken, der vorzüglich dazu bestimmt ist, die Weinflasche in ihrer fortwährenden Pflicht zu erhalten. Unter den Gemeinderäthen giebt es stets etwa ein ökonomisches Exemplar, das sich auf solchen Staatsschmaus durch Kasteiungen förmlich vorbereitet und dann dermaßen eine Kraft der Einnahme entwickelt, daß sie auch noch für die nächstfolgenden Tage nachhaltig ist. Ein solches Exemplar befand sich auch in R.; dasselbe kasteite sich nicht nur einige Tage vor jenem aus der Gemeindskasse bestrittenen Gemeinderaths-Gastmahl, sondern ergriff auch noch die prophylaktische Maßregel, auf dieses hin seine Lenden mit einem ledernen Gürtel zu umschnallen, damit es in keinem Falle einen Schaden nehme.

Das gemeinschaftliche Mahl zu Ehren des Orgelbauers und seiner Gesellen nahm einen recht vergnügten Fortgang, was man namentlich dem ersten Vorsteher der Gemeinde zu verdanken hatte, der ein Mann von Welt, eine joviale, lustige Natur war und Leben und Heiterkeit in die Tischgenossen brachte. Nur der Lendenumgürtete fand keine Zeit, von der Unterhaltung Notiz zu nehmen, wodurch gerade Aller Aufmerksamkeit noch besonders auf seinen bodenlosen Appetit gelenkt wurde. Als sich Alle schon satt gegessen hatten und die Platten und Schüsseln ein bedenkliches Bild der Zerstörung und Plünderung darboten, welche Löffel, Messer und Gabeln, diese friedlichen Waffen, angerichtet hatten, war der Lendenumgürtete noch immer thätig; von links und rechts wurden ihm noch mit spitzbübischem Lächeln die Reste zugeschoben und der schalkhafte Gemeindevorsteher munterte ihn mit den Worten zur Fortsetzung seiner Thätigkeit auf:

„Aber Hänsjörg, greift doch zu, ihr seid gewiß zu kurz gekommen.“

Leider war aber nicht viel Stoff mehr vorhanden, dessen er sich bemächtigen konnte, und resignirend sprach Hansjörg das klassische Wort:

„Man bindet manchmal einen Sack zu, er ist noch nicht voll!“

Daß diesem Ausspruch ein erschütterndes Lachen folgte, läßt sich denken; er ist in R. und der weiten Umgegend zum unsterblichen Sprichwort geworden. —

Die Blüthe der Festtheilnehmer war begreiflicherweise der hohe Klerus, der sich nach dem Gottesdienste zum Mittagsmahle im

Pfarrhause einfand. Auch der Arzt und der kleine dicke Amtsschreiber fehlten nicht. Es war eine muntere, heitere Gesellschaft, die sich in dem Saale des Pfarrhauses versammelt hatte. Waren auch die kirchlichen Ansichten der Einzelnen mehr oder minder romanisch gefärbt, ihre Bildung mehr oder minder einseitig: darin glichen sich doch Alle, daß sie sich mit lachendem Behagen, mit gesundem Appetit, mit festtäglichem Durste und mit der rosenfarbigsten Laune von der Welt an die Mittagstafel setzten. Wer hätte auch an diesem Kirchenfest und in diesem Pfarrhause nicht heiteren Gemüthes sein mögen! Wie prächtig war der Gottesdienst in der Kirche, wie freundlich sah es in dem Pfarrhause aus! Mit einem blendend weißen Tuche war der Tisch gedeckt, blendend weiße Servietten bildeten künstlich gefaltet über den Tellern kleine Pyramiden, in deren Schooß das Brod begraben lag, und zwei hübsche junge Mädchen, gleichfalls in blendend weißen Schürzen, machten heute die Honneurs oder „warteten auf." Denn heute hatte die Pfarrersköchin, die den Hochsommer ihres Lebens schon weit überschritten und über deren Oberlippen ein schwarzer Schatten von einem Schnurrbart hinlief, ihren Dienst ausschließlich in der Küche, und es gereicht dem Gastgeber zur Ehre, daß er nun seine Gäste durch eine aufmerksame Jugend bedienen und durch rosige Lippen zum frohen Genusse des Dargebotenen auffordern ließ.

Und erst das Mittagsmahl! Wer zählt sie alle die Gerichte — von denen an, die man mehr zu den „nützlichen", bis zu denen, die man mehr zu den „angenehmen" zu rechnen pflegt! Wer möchte alle Theile dieses zweiten Hochamtes (wie der musikalische Pater etwas frivol das Mittagessen nannte) — vom „Introitus" bis zum „Einschenken" und Kelchausschwenken benennen!

Berühren wir nur das Hervorragendste: Von Sago-Suppe und Rindfleisch wollen wir als von etwas selbstverständlichem schweigen; gleichfalls versteht sich von selbst, daß zu letzterem Düsseldörfer-Senf und mittelgroße Rettiche nicht fehlten.

„Siehe da, die Wurzel Radix vom Berge Mons", witzelte ein Elsässer Gast, als er der Rettiche ansichtig wurde.

Etwas nicht Gewöhnliches waren die Fleischpastetchen, die nun folgten; zweierlei Gemüse zierte den Tisch; den Einen sagten mehr frische Bohnen zu, den Andern Erbsen und zarte gelbe Rübchen; darüber verbreiteten Schweinsrippchen, die ungefähr vierzehn Tage im Rauche des Kamins gehangen waren. einen köstlichen Geruch. Verdämpftes Kalbfleisch mit gerösteten Kartoffeln folgte, sodann stellte sich ein gewaltiger Schweinsbraten ein, der als Adjutant einen appetitlichen Endiviensalat in seinem Gefolge hatte. Zuletzt kamen noch gebratene Enten auf den Tisch gewatschelt, dito Tauben herbeigeflogen, bis am Ende der Uebergang zum Nachtisch, zu den Aehnisbrödchen, Torten, Mandeln u. s w. auf eine sanfte, unmerkliche Weise hergestellt war, wie dies auf einem andern Gebiete, demjenigen der Musik, sonst nur den kunstgeübten Händen unseres Organisten möglich schien.

Nicht minder fürsorglich als mit Speisen war der Tisch mit Getränken bedacht. Jedes Besteck war mit einer Flasche edlen Landweines versehen, die von den aufmerksamen Mädchen, sobald sie kampfunfähig werden wollte, sofort durch frische Kraft ersetzt wurde. Wie der Festbraten erschien, gab man dem Landwein den Abschied und nun folgten jene süssen, perlenden Sorten, die an der achtzehnhundert vier und dreißiger Sonne von Richenwir und Ammer-

schwyl gezeitigt worden waren oder sich als Bürger der lieblichen Rebgelände des Markgrafenlandes auswiesen, jene Repräsentanten französischen Feuers und deutscher Gemüthlichkeit, die selten ungestraft mit sich spielen lassen, wie wir bald sehen sollen!

Nicht als ob das Unheil sonderlich groß gewesen wäre, das sie angerichtet haben! Durchaus nicht! Sie waren nur die natürliche Veranlaßung, daß einem ehelosen, keuschen, katholischen Pfarrer einmal Angesichts der Welt auch etwas Menschliches begegnen konnte. —

Der Natur der Dinge gemäß trug das Tischgespräch zuerst einen mehr ernsten Charakter; man besprach sich über die Ereignisse des Tages, die Fruchtbarkeit des Jahres u. s. w. Eine ungezwungene Wendung brachte die Unterhaltung auf das so renommirte Wunderkreuz von H. —, in Betreff dessen die Meinungen unter den klerikalen Gästen sehr getheilt waren. Während die Einen das Kreuz als die neuentdeckte Panacee priesen, aus dessen Stamm auf mirakulose Weise für jeden Leibesschaden, für jede Krankheit ein heilendes Kräutlein wachsen, für jeden Herzenswunsch eine beliebige Gnade hervorsprossen werde: machten andere Geistliche ein sehr bedenkliches Gesicht zu diesem neuen Wunderspuck. Wenn Moses und die Propheten, die reine Lehre Christi nicht mehr genügten, meinten sie, wenn man überhaupt in unserer aufgeklärten Zeit wieder der Wunder bedürfe, so wäre es am Platze, so wäre es Pflicht des betreffenden Pfarramtes gewesen, die s. g. Wundergeschichte nach der Vorschrift des Tridentinums untersuchen und dann — d. h. wenn überhaupt von einem Wunder die Rede sein könne — das Wunder von der obern Kirchenbehörde konstatiren zu

lassen, bevor man mit dem dummen Volke so schmählich Komödie spiele.

„Ach Wunder!“ — äußerte der kleine dicke Amtschreiber — „Fraubasereien! Sonderbar und wunderbar ist nur, daß Leute, die doch auch Anspruch auf Bildung machen, überhaupt noch von Wundern, und dazu noch von einem so erbärmlichen Wunder, wie das an dem lahmen Knaben von H. geschehen sein soll, der lahm war, lahm ist und lahm bleibt — ernstlich reden können!“

Der Pfarrer von —l, der als Hauptvertheidiger des wunderthätigen Kreuzes aufgetreten war, fühlte sich durch diese Rede des kleinen dicken Amtschreibers, der in seiner Anschauungsweise von dem Arzte unterstützt wurde, offenbar verletzt und mit weniger Klugheit als gekränktem klerikalem Selbstgefühle schrie er den Beiden über den Tisch hinüber zu:

„Von Untersuchungen über Wunder und Aehnlichem verstehen die Laien nichts; das ist Sache der Geistlichkeit, sie geht die Laien nichts an!“

Der Arzt und der kleine dicke Amtschreiber waren nicht gewillt, in Mitten der klerikalen Gesellschaft ihre laienhafte Competenz, in Sachen von „Wundern“ auch ein Wort mitsprechen zu dürfen, fernerhin aufrecht zu erhalten. Die Dissonanz sollte am Fest der Orgelprobe nicht zu schreiend werden und sich sobald als möglich wieder in Harmonie auflösen. In der That herrschte unter den Gästen auch bald wieder der heiterste, jovialste Geist. Man stimmte das schöne Lied an:

„Es war ein König in Thule“,

das feierlich und gehalten von den Lippen der Männer tönte.

„Wir aber wollen noch nicht letzte Lebensgluth trinken", meinte der Pfarrer Gastgeber nach Beendigung des Liedes und mit Beziehung auf dasselbe; er entkorkte frische Flaschen und füllte die leeren Gläser.

„Ein anderes", hieß es; „he Amtschreiber, dein Leiblied", „ja sein Leiblied!" riefen mehrere Stimmen und darunter selbst die des Pfarrers von —l.

Und der kleine dicke Amtschreiber begann sein Leiblied:

„In einem kühlen Grunde,
Da geht ein Mühlenrad" rc.;

er sang das Lied so schön, so wehmüthig süß, daß den beiden aufwartenden Mädchen fast die Thränen in die Augen treten wollten. Und die Strophe

„Ich möcht' als Reiter fliegen
Wohl in die blut'ge Schlacht,
Um stille Feuer liegen
Im Feld bei dunkler Nacht"

sang er wieder mit einer Kraft der Verzweiflung, die tief ergreifend war.

Und als er endlich den letzten Vers

„Am liebsten möcht' ich sterben
Da wär's auf einmal still!"

in schmerzlich rührender Resignation sanft austönen ließ, da konnten unsere aufwartenden Mädchen ihre Thränen nicht mehr zurückhalten und die ganze Gesellschaft rief: „Brav, Amtschreiber! das war schön! famös!" — und die Gläser klangen zusammen, laut hörbar, um die wehmuthvolle Todtenstille zu verscheuchen.

„Da wär's auf einmal still!"

summte der eine und andere Gast nach.

Aber der Pfarrer Gastgeber protestirte wieder mit hocherhobener Flasche gegen so unstatthafte Wünsche wie: „Am liebsten möcht' ich sterben!“ und abermals wurden die Gläser gefüllt, die Zungen geschwätziger, die Unterhaltung und Haltung der Herren Geistlichen ungenirter.

Die beiden aufwartenden Mädchen mußten sich nun auch an den Tisch setzen.

Der geistliche Rock schützt bekanntlich nicht immer vor zuthunlicher Galanterie, und auch heute, da man für Wein und Gesang seine gehörige Liebe bethätigt hatte, sollte der ketzerische Spruch Luthers, der außerdem auch noch zur Liebe der Frauen auffordert, wenn man anders nicht sein Leben lang als Narr gelten will — unter unserer katholischen Gesellschaft kein leeres Wort bleiben. Der eine der Herren Geistlichen präsentirte dem „Anneli“, der andere dem „Theresle“ ein zuckeriges Herz von dem Dessertteller oder von jenen Mandeln mit doppeltem Kern, die so bedeutsam und verheißend sind. Namentlich war aber der Pfarrer von —l sehr beflissen um „Theresle's“ Huld; immer näher rückte er ihrem Stuhl, immer zärtlicher streichelte er ihre Hand, immer vertraulicher wurde der Beiden Unterhaltung.

Der kleine dicke Amtschreiber sah dem Spiel mit schelmischem Lächeln zu.

Es fing an dunkel zu werden. Die allgemeine Unterhaltung hatte sich in Einzelgespräche aufgelöst; Jeder beschäftigte sich mit seinem Nachbar, unbekümmert um die übrige Tischgesellschaft, da keiner dem Andern seine Privatfreude stören wollte.

Der Pfarrer von —l und Theresle saßen im Dunkel des Lam-

penschirms. In ihrer Unterhaltung mußten sie die Schwierigkeiten aller Differenzpunkte gänzlich überwunden haben: denn es machte sich auch nicht der geringste Widerstand geltend, als der Pfarrer von —l einen zwar stillen, aber langen, gutaplizirten, herzlichen Kuß dem Theresle auf die Lippen drückte.

„Das ist Sache der Laien, sie geht die Geistlichen nichts an; lönd das nur gelte, Herr Pfarrer!“ schrie der kleine dicke Amtschreiber mit kräftiger, weithinschallender Stimme und drehte zugleich die Lampe dermaßen, daß ihr voller Schein auf die vor Scham errötheten Gesichter des zärtlichen Paares fiel.

Diese zeitgemäße Bemerkung und die höchst günstige Beleuchtung des Paares war von dem kleinen dicken Amtschreiber so geschickt und pfiffig angebracht worden, daß alle Anwesenden die Richtigkeit des vom Pfarrer von —l dem Theresle gespendeten Kusses ohne Mühe konstatiren konnten.

Und nun erhob sich ein Gelächter, so erschütternd und unbändig, wie es Homer noch nie beschrieben und der olympische Zeus es noch nie gehört hat.

Das Alles aber geschah am Fest der Orgelprobe zu R.

Der Großstöckli.

Der Großstöckli.

In früheren Zeiten bildeten Land und Leute einzelner Dörfer ein geschlossenes Ganzes mit bestimmt ausgeprägtem Charakter. Nur in Zeiten des Krieges geschah es, daß die Leute ein wenig durcheinander geschüttelt und gerüttelt wurden; sonst blieb der Dorfbewohner fest an seiner Scholle und an seinen Gewohnheiten haften. Sein Interesse erstreckte sich auch nicht über die Gemarkung seines Feldes hinaus. Obschon Republikaner, hatte er so wenig nöthig, über Wahlen, Verbesserungen, Gesetzgebung und Verwaltung nachzudenken, als ein monarchischer Unterthan; das hatten die „Herren und Obern“ für ihn übernommen. Wenn er nur die Kanzleigebühren, Handänderungen und Bodenzins richtig bezahlte und in der Ernte die zehnte Garbe auf den Altar des Vaterlandes legte, so hatte er alle seine Pflichten als Staatsbürger erfüllt und für seine Rechte war — gesorgt. Auch in religiösen Dingen dachte die bevormundende Kirche für ihn, so daß er auch hier nur einfach zu gehorchen hatte. Vom Verkehr in heutigem Sinne, von einem Auswechseln der Interessen, von einem geordneten Postwesen, von Zeitungen und dergleichen wußte man so viel wie nichts. Verließ ein junger Mann das Dorf, was nur ausnahmsweise geschah, um ein Handwerk zu erlernen, so entfernte er sich gewöhnlich nie so weit, daß er nicht die Glocken seiner Heimath

14

läuten hören und alle Sonntage einen bequemen Besuch bei seiner Mutter machen konnte. Auch dauerten die Lehr- und Wanderjahre selten lange, wie aus vielfachen Anekdoten hervorgeht, die noch in dem Munde der heutigen Generation leben. So nahm in meinem Heimathdorfe einst ein junger Schuhmacher, der in die „Fremde“ gehen wollte, zu Ostern von seiner Mutter einen thränenreichen Abschied, tröstete aber zugleich sie und sich mit den Worten: „Im Chirset chum i wieder!“ Der Mann wanderte bis nach Mumpf, wo er Arbeit fand; allein bevor die Kirschbäume recht verblüht hatten, war er schon wieder bei seiner Mutter zu Hause angekommen!

Dieses Kleben an der Scholle der Heimath, dieses abwehrende Verhalten gegen jeden fremden Einfluß war früher in jeder Lebensbeziehung bemerklich und dies war es, was jedem Dorfe seinen bestimmten Charakter verlieh und fortbildete. Von Geschlecht zu Geschlecht erbten sich Sitten und Gebräuche als unantastbare Dogmen fort; in den Spielen der Jugend, bei den Festen der Erwachsenen, bei den Versammlungen der Gemeinde und bei dem Gottesdienst der Kirche hielt man zähe daran fest. Ja in jeder Gemeinde bildete sich ein eigener Dialekt, wovon man da und dort noch die deutlichsten Spuren verfolgen kann.

Mit einer gewissen Eifersucht suchte jedes Dorf seine Charaktereigenthümlichkeit zu bewahren. Bei Landversteigerungen vorzüglich sah man darauf, daß kein „Fremder“, d. h. Niemand aus einem andern Dorfe, Acker oder Matten kaufe. Fand sich am Abend einer Versteigerung dennoch ein solcher ein, so wurde er geneckt, gerupft, gestoßen und zu guter Letzt gewöhnlich noch vater-

ländisch durchgeprügelt. Verschanzte er sich in der Voraussicht der bevorstehenden Gefahr hinter den Tisch neben den obrigkeitlichen Schreiber und unter den Schutz des bewaffneten Landjägers, so suchte man ihm im Dunkel und Gedränge des Abends dadurch beizukommen, daß ein ehrsamer Bürger sich mit einem Strick unvermerkt unter den Tisch begab, das eine oder andere Bein des „Fremden" in der Schleife auffing, sodann das andere Ende des Strickes seinen löblichen Mitbürgern einhändigte, die nun mit lautem Halloh, trotz des obrigkeitlichen Schreibers und des bewaffneten Landjägers, den Unberufenen unter den Tisch und zum Versteigerungslokal hinauszogen, um ihm dann auf der Gasse noch etwelche Ohrfeigen zum theuern Angedenken mit auf die Heimreise zu geben. Bei solcher patriotischen Expedition, mochte sie nun welchen Ausgang haben, als sie immer wollte, konnte man selten der hervorragenden und verdienstvollen Werkzeuge des Geistes der Gemeinde habhaft werden, indem immer beim Beginn des Tumultes schnell die Lichter gelöscht wurden und dem Untersuchungsrichter dann nichts Anders übrig blieb, als im Finstern zu tappen.

Aber noch viel eifersüchtiger als über das durch keinen „Fremden" geschmälerte Acker- und Mattland der Gemeinde wachte man darüber, daß kein fremder Vogel in ein einheimisches Nest geflogen kam oder daß gar eine Schöne des Dorfes den Lockungen eines solchen in eine neue Heimat folgte. Geschah es aber dennoch, dann war keine Mühe zu groß, kein toller Streich zu kühn, um ihr nicht gründlich Schmach und Spott anzuthun. Die Fenster ihres Hauses einschmeißen, war eine ganz gewöhnliche Demonstration; ihren Garten verwüsten und ihr Haus verunreinigen, war

zwar nicht geschmackvoll, kam aber oft vor; gefährlicher schon war, daß man, wie hie und da geschah, heimtückisch vom Hochzeitwagen die „Lohnen“ auszog oder die Pferde scheu zu machen suchte. Als humoristischer dagegen konnte es gelten, wenn die eifersüchtigen Jünglinge des Dorfes das Haus der untreuen Schönen in der Nacht vor dem Hochzeitstag mit strohenen Enblemen aller Art schmückten, wie es einst in einem Dorfe unweit Basel geschehen ist.

Es war im dritten Viertel des vorigen Jahrhunderts, als dort die einzige Tochter eines wohlhabenden Bauern Herz und Hand und eine schöne Mitgift ihrem Anbeter aus einem Nachbardorfe zur Hege und Pflege anvertraut hatte und sich selber ihm antrauen zu lassen im Begriffe stand. Das setzte unter der hoffenden männlichen Jugend ihrer Heimath zuerst viel Gram und Herzeleid und Kummer und Betrübniß; dann zersetzten sich diese vorwaltend elegischen Gefühle in einen bittern Niederschlag, der zuletzt in einen gemeinsamen Entschluß der Rache aufbrauste. Die sämmtlichen in den privaten Hoffnungen ihrer Herzen nicht minder als in dem allgemeinen Interesse ihrer Gemeinde getäuschten Jünglinge versammelten sich in stiller Nacht, wie die Männer von Uri, Schwyz und Unterwalden, um zu berathen, wie sie sich an der untreuen Schönen rächen könnten. Gewandt, stark und kühn, wie sie waren, machten sie im Geheimen aus, ihr Haus in der Nacht vor dem Hochzeitstage mit einem Schmuck zu versehen, der jedenfalls auf eklatante Weise die Aufmerksamkeit der Hochzeitsgäste und des ganzen Dorfes auf sich ziehen und keinenfalls so mir nichts dir nichts, nur „so zum Frühstück“, wieder entfernt werden könnte.

Es war im Sommer; die verabredete Nacht senkte spät ihre Schatten auf die Erde nieder. In dem Hause der Braut ging es lebhaft und lustig zu; die zinnerne Weinkanne wanderte einmal um das andere in den Keller; der fette Schweinsbraten, der auf dem eichenen Tische dampfte, hatte einen außergewöhnlichen Durst verursacht, den die Gäste mit unaufhörlichem gegenseitigen „Gesundheittrinken", mit unaufhörlichem Anstoßen der Gläser, die man zierlicherweise mit Daumen und Mittelfinger nur zu unterst am Boden hielt, zu löschen suchten; durch den Zusammenklang dieser Gläser wollte man neckend erproben, wer noch ledig sei und wer nicht.

Bald nahm man ein Geläuf um das Haus herum wahr und hörte verhaltene Stimmen junger Männer. Man öffnet vorsichtig das Fenster, und siehe da — das ganze Haus war von einer Schaar kräftiger Jünglinge umstellt, die den Inwohnern bedeuteten, nur ganz ruhig fortzuessen und fortzutrinken, es solle ihnen kein Leid geschehen; sobald sie sich aber weiter um sie bekümmern würden, dann gebe es Spektakel. „Also ruhig im Glied, wenn wir Euch gut zum Rath sind", schlossen drohend die Jünglinge.

Die geängstete Braut und ihre Gesellschaft mußten sich nun in ihr Schicksal ergeben; ein Abkommen war nicht zu treffen und mit Drohung des Verklagens oder Anwendung von Gewalt hätte man aus übel nur noch ärger gemacht. Man hielt sich daher auf irgend einen losen Streich gefaßt, ohne daß man wagte, sich weiter um die Veranstaltungen dazu oder die Ausführung desselben zu bekümmern.

Das Dach des bräutlichen Hauses, dem die „Racheschaar", wie

sie sagte, auch einen passenden Brautkranz aufsetzen wollte, fiel gegen Süden hin beinahe bis auf den Boden eines Grasgartens und schirmte auf dieser Seite einen Holz- und Wagenschuppen. Während ein Theil der Mannschaft eine Reihe Ziegel weghob, um eine Stiege bis zur First hinauf zu gewinnen, war der andere Theil damit beschäftigt, im Schuppen einen „aufgemachten" Leiterwagen in alle seine Theile auseinanderzulegen und dieselben massenhaft mit Stroh zu umwinden. Nicht ohne große Mühe und mit vieler Vorsicht und Sorgfalt wurden dann die mit der Farbe des gelben Abschiedes umkleideten Achsen und Räder, Deichsel und „Langwied", „Rungen" und „Leusen", „Jöchlin" und „Leitern" zu oberst auf das Dach hinauf geschleppt und dort ohne allen Unfall der Wagen wieder zusammengesetzt, so daß er, statt unten im Holzschuppen, nun rittlings als furchtbares Ungethüm über dem „hohlen Ziegel" des großen Bauernhauses stand!

Es war ein mühsamer, tollkühner Streich, einen strohbekränzten Leiterwagen zu oberst auf ein Bauernhaus zu stellen. Allein die Sache machte Effekt und am Morgen früh schon begaffte die ganze Gemeinde das seltsam geschmückte Haus der Braut. Und als nun gar der Bräutigam in der rosenfarbigsten Laune mit seinen Verwandten und Freunden angefahren kam, die Braut zur Trauung abzuholen, so wollte er fast vergehen vor Zorn, als er diese Schmach auf ihrem Hause erblickte, während ihrerseits die Musikanten vor demselben vor lauter Lachen fast kein rechtes Stück blasen konnten. An den anzüglichsten Redensarten, die sich die Leute im Dorfe zuriefen, an den unzartesten Späßen, worin sie sich ergingen, fehlte es natürlich auch nicht, so daß die arme

Braut froh war, das Kränzchen ihrer Unschuld recht bald verbrennen*) und ihrem Gatten in die neue Heimath folgen zu dürfen.

Der Unmuth über die seiner Gattin angethane Kränkung versetzte dem jungen Ehemann selbst die Honigwochen mit einem etwas bittern Beigeschmacke und ließ ihm keine Ruhe, bis es ihm gelungen war, das „Sittengericht" zum Einschreiten gegen die losen Bösewichte zu bewegen. Es war unschwer, die Namen derselben ausfindig zu machen. Sie wurden sämmtlich, wie in der damaligen Zeit üblich, mit Kirchenstrafen belegt, und zwar mußten sie den ganzen Sommer hindurch nach Verfluß des nachmittägigen Gottesdienstes noch zwei Stunden in der Kirche zubringen. Eine harte Strafe für junge Bauernbursche, die so zu sagen die ganze Woche ihrer Freiheit beraubt sind und nur an Sonntagnachmittagen sich ihres Lebens freuen können! Für denjenigen aber, den man für den Rädelsführer der erzählten ländlich-sittlichen Hochzeitsdemonstration, für den intellektuellen Urheber und thätigsten Beförderer derselben hielt, wurde die Strafe noch dahin verschärft, daß er alle Sonntage während des Gottesdienstes unter der „Ampel" knieen mußte — nach den damaligen Begriffen eine in der That entehrende Kirchenstrafe.

Dieser Rädelsführer nun war ein kräftiger, hochgewachsener Jüngling, voll Lust und Lebensmuth, mit offenen Augen und offenem Kopf. Das Urtheil des „Sittengerichts" wurde den jungen

*) Früher war es in unserm Dorfe Sitte, daß die Braut nach der Trauung ihren Kranz verbrannte und dabei ein paar obligate Thränen vergoß.

Uebelthätern in der Kirche von der Kanzel vorgelesen. Urs — so heißt unser Held — sah dabei dem Pfarrer unerschrocken in's Antlitz; als dieser ihm aber noch sein spezielles Urtheil eröffnete, als er ihn vor der versammelten Gemeinde barsch anwies, sogleich unter die „Ampel" zu knien; da war der Urs auf einmal wie umgewandelt; er fieng an zu zittern, er wußte nicht, wie ihm geschah, er wankte willenlos in den Chor, fiel unter der „Ampel" auf die Knie ohne mehr aufzublicken — die Schande der ganzen Gemeinde. Was in dem Herzen des armen Jungen vorging — wer mag es wissen? — Als der Gottesdienst vollendet war, als die Kirche sich geleert hatte und die Leute theils schadenfroh, theils splitterrichtend vor derselben wartend sich zusammengeschart hatten, um den Sünder herauskommen zu sehen: da erhob sich allerdings auch unser Urs von den Knien; aber er ging nicht die vordere Kirchthüre hinaus, auf welche die Leute ihre Augen gerichtet hatten, sondern still schlich er durch die hintere Kirchthüre, der Kirchenmauer entlang, sprang in einen Grasgarten, von hier auf die Wiesen, glücklich, keinem Menschen begegnet zu sein: schämte er sich ja selbst vor dem blauen Himmel und der hellen Sonne, geschweige denn nicht vor den Menschen! Dem Erlenbach entlang eilte er fort, fort durch hochwallendes Kornfeld, immer fort, immer weiter...

Vor der Kirche im Dorfe warteten die Leute vergeblich auf den armen Sünder; er kam nicht; er schämt sich, dachten sie, er hat sich versteckt. Zu Hause rief ihm die gekränkte Mutter vergeblich zum Mittagessen; er hörte es nicht, er kam nicht. Auch sie dachte: er hat sich versteckt. Der Abend kam, aber Urs kam nicht der wird sich erst in der Nacht heimschleichen, dachte man. Die Mutter

that in ihrem Bette kein Auge zu, sie horchte und horchte, ob sie nicht den Riegel der Stallthüre knarren, ob sie nicht das Scheunenthörchen öffnen höre? Nichts! Nur aus den Brunnröhren hörte sie die mächtigen Wasserstrahlen rauschen — sonst die ganze Nacht nichts!

Der Morgen kam — aber der Urs kam nicht wieder!

Wie lange das arme Mutterherz auf ihn geharrt und sich gehärmt hat, bis es dem Kummer und dem Schmerz erlegen, ich weiß es nicht!

Wo der Urs hingekommen, daß wußte Niemand; einem dunklen Gerüchte zufolge sollte er in Hüningen bemerkt worden sein. Sicheres war aber nicht bekannt. Ein „Chirset“ nach dem andern kam und verging: den Urs sah man nicht wieder; in einigen Jahren war er vergessen.

Derselbe hatte sich nämlich in Hüningen unter die Franzosen anwerben lassen. Aus dem Paradiese seiner Heimath an jenem Sonntage von Scham und Verzweiflung vertrieben, schlug er bei seiner Flucht mit einer unbewußten, gleichsam magnetischen Nothwendigkeit eine nördliche Richtung ein und erreichte, ohne recht zu wissen wie, die Festung Hüningen. „Soldat werden“, dachte er. Der groß- und schöngewachsene Jüngling mit seinem intelligenten und offenen Gesichtsausdruck war den Werbern höchlich willkommen. Sie waren bald mit ihm Handels einig, er erhielt ein hübsches Handgeld, wurde in eine glänzende Uniform gesteckt, und mit den halbleinenen Hosen und der halbleinenen Jacke, die er in Hüningen ausgezogen, hatte er auch alle süßen und bittern Erinnerungen an

seine Heimath, wie er glaubte, für immer abgelegt. In lustiger Gesellschaft giengs fort nach Paris, wo unser Urs in einem Grenadier-Regiment diente und bald ein ausgemachter, kampfgeübter Soldat war. In mancher heißen Schlacht focht er, manche Expedition half er mitmachen, zu Wasser und zu Land erprobte er seinen Muth. Bald war er mit der Armee in den indischen Gewässern, bald finden wir ihn wieder unter den wilden Bewohnern des Cap der guten Hoffnung. Für Frankreichs Ehre hatte er unter den verschiedensten Himmelsstrichen löwenmuthig sein Leben eingesetzt, aber auch mit empfänglichem Sinn die Bilder fremder Länder und Sitten in sein Gemüth aufgenommen und ächt weltmännisch überall die Früchte für seinen Genuß gepflückt.

Im südlichen Frankreich kostete er den feurigen Wein und ließ sich die kühlende Melone mit Zucker versetzen; mit den Hottentoten verzehrte er die gebratenen Keulen wilder Thiere und nahm an ihrem Götzendienste und an ihren närrischen Tänzen theil; in der lustigen Weltstadt Paris wußte er in den Kirchen so gut Bescheid als an den öffentlichen und geheimen Vergnügungsorten. Kurz, unser Urs lernte das Leben auf das vielseitigste kennen und gewann dadurch jene Unabhängigkeit des Sinnes und jene Sicherheit des Gebahrens, wie sie zwar keineswegs eine Frucht der Bildung, wohl aber das Ergebniß vielseitiger Erfahrung ist. Die halbe Bildung der Schule und Kirche des vorigen Jahrhunderts, die für ihn eine Zwangsjacke war, hatte er in der „Fremde“ abgeschüttelt, um zur Freiheit der Natur zurückzukehren.

Da erwachte auf einmal in ihm die Sehnsucht nach der lieben Heimath. Er verlangte seinen Abschied, der ihm in allen Ehren

ertheilt wurde und so kehrte denn der schmucke, hochgewachsene kräftige, mannhafte Soldat, auf der Kopfbedeckung einen hohen wackelnden Strauß, in die Schweiz zurück. Die kolossale Gestalt mit ihrem respekteinflößenden Aussehen erregte in Basel gaffende Bewunderung. Als er sich als Urs Stöckli aus X. zu erkennen gab, wurde er überall als Herr Stöckli höflichst begrüßt. Nun hatte sich auch in seinem Heimathdorfe das Gerücht von der nahe bevorstehenden Ankunft des längst verloren Geglaubten verbreitet und männiglich versetzte dasselbe in die freudig-gespannteste Erwartung. Endlich kam er das grüne Kornfeld heraufgewackelt, in buntfarbiger Uniform mit glänzenden Knöpfen, groß und hoch wie der Riese Goliath.

Eine solche Erscheinung hatte man in unserm Dorfe noch nie gesehen.

Alles schaarte sich um ihn, reichte ihm die Hand, grüßte ihn in merkwürdigem Takte mit: „Willkommen Stöckli", der „Urs" wurde weggelassen und Alles, was an diesen Urs erinnerte, auch nicht mit einer Silbe erwähnt. Er erkundigte sich nach den Seinen, aber die lagen schon längst auf dem Gottesacker; sein Vaterhaus stand leer.

Er bezog nun dasselbe und nahm — freilich erst nach und nach — mit bürgerlicher Kleidung auch wieder einigermaßen bürgerliche Haltung an. Ein hübsches Sümmchen Geld, das er mit heimgebracht hatte, verwendete er zum Betrieb der Landwirthschaft. Bald war er in der Heimath wieder einheimisch, wenngleich zwischen dieser und der Fremde, woher er gekommen, ein sehr erheblicher Abstand war. Nicht nur in Bezug auf seine Gestalt,

sondern auch in Bezug auf seine Erfahrung, sein Wissen war er seinen Mitbürgern weit über den Kopf gewachsen und nicht mit Unrecht wurde er von nun an der Großstöckli genannt. Er fühlte auch seine Ueberlegenheit und fand sich deshalb in dem Gedanken, besser in dem kleinen Dorfe der Erste zu sein, als in Paris der Zweite, zufrieden und glücklich.

An den Sonntagen erzählte er seinen Mitbürgern von seinen Kämpfen und Abenteuern, fremden Ländern und wundersamen Menschen, von Feigen, Citronen, Pomeranzen, von den halbnackten Bewohnern Südafrika's, die à la Adam und Eva bekleidet seien, u. s. w. Mit einer lebhaften Phantasie begabt, die ihn selbst in seinem hohen Alter nicht verließ, wußte er seinen Erzählungen immer ein ansprechendes Colorit zu verleihen und auf diese Weise seine Mitbürger ebenso zu fesseln, wie einst Othello das Herz der Desdemona durch seine Erzählungen von Menschen, welche die Köpfe unter den Armen trügen u. s. w., berückt hatte.

Bei so hervorragenden persönlichen Vorzügen war der Großstöckli schnell der Abgott der kleinen Gemeinde, die ihn auch bald mit dem ersten bürgerlichen Amte bekleidete, das die obrigkeitliche Bestätigung erhielt. Manches Jahr verwaltete er dieses Amt mit jener paschaartigen Aufgeblasenheit und korporalmäßigen Grobheit, in der sich so viele Dorfschulzen des vorigen Jahrhunderts gefielen. Seine Energie war unverwüstlich, sein Eigensinn eichenfest und seiner Rücksichtslosigkeit war nichts heilig. In Sachen der Religion verhielt er sich gänzlich gleichgültig; selten gieng er in die Kirche, noch seltener machte er die gebotenen religiösen Gebräuche mit. Der Streich, den ihm einst die Kirche gespielt, hatte ihn für sein

ganzes Leben von ihr abwendig gemacht. Diese Unterlassungssünden wären zu seiner Zeit Niemanden sonst nachgesehen worden: aber gegen den Großstöckli, den Magnaten des Dorfes, wurde deßhalb nie eine Anklage laut. Im Uebrigen war er rechtschaffen und ließ andere Leute in ihrem Thun und Lassen gewähren — sofern es ihm auch nur einigermaßen vernünftig erschien. Gegen die handgreifliche Unvernunft aber konnte er furchtbar grob sein. Im Allgemeinen ziemlich wortkarg, schwoll seine Stimme, wenn er so oder so gereizt wurde, zu dem Brüllen des Löwen an, daß Wald und Feld davon wiederhallte.

Einmal an einem Sonntag Nachmittag kam auch eine sogenannte Betrübte, eine vom Teufel Besessene, in das Dorf. Sie wollte sich in die Kirche begeben; schon auf dem Kirchhof verrenkte sie ihre Glieder und verdrehte die Augen; der „Böse“ treibe wieder sein Spiel mit ihr, sagte sie — und suchte so, wie ihr dies früher schon mehrmals gelungen war, das werkthätige, gabenspendende Mitleid namentlich der Frauen auf sich zu lenken. Als es zum Segen läutete, strengte sie sich zum jämmerlichsten Schreien an. Der Großstöckli war in der Nähe und hatte dem Spiel eine Zeitlang schweigend zugesehen. Jetzt wurde ihm aber die Sache zu arg. Er trat auf sie zu und donnerte sie mit seiner Löwenstimme fragend an: „Soll ich dir den Teufel austreiben?“ Und als sie, oder, wie sie sagte, der „Böse“ wieder schrie, so schwang er seinen Stock und jagte sie ohne viel Federlesens zum Dorf hinaus. „Der kann besser Teufel austreiben als ein Kapuziner“, hieß es nachher!

Lange Jahre, bis weit in unser Jahrhundert hinein war solcherweise der Großstöckli die angesehenste und zugleich gefürchtetste Per-

son seines Dorfes. Das Alter machte auch an seiner riesigen Gestalt sein Rechte geltend. Nur dadurch unterschied er sich von seinen Altersgenossen, daß er immer ein ungewöhnliches Maaß Branntwein vertragen konnte. Ein Unterleibs-„Schaden", der ihn viele und lange Jahre plagte, verbitterte sein Alter und machte ihn zu einem menschenfeindlichen Brummelbär. Eben dieser „Leibschaden" war dann auch die Veranlassung zu seinem Tode, der übrigens erst in seinem hohen Alter erfolgte. Wie man sein Ende herannahen sah, hielt ihm eine Verwandte das Kruzifix vor seinen brechenden Blick mit der Mahnung: „Sieh' da, Jesus am Kreuze, bet' zu ihm, daß er dir helfe und gnädig sei!" Aber der Großstöckli, der sich in seinem Leben um Kirche, Gott und Jenseits nie was bekümmert hatte, raffte sich auf dem Sterbebette noch zu der Antwort auf: „Wenn er mir hätte helfen wollen, er hätte es schon lange gekonnt!"

Es waren seine letzten Worte; bald darauf verschied er, man kann wohl nicht sagen — in dem Herrn! Uns aber steht es nicht zu, einen sonst rechtschaffenen Menschen, dem ein eigenthümliches Geschick die Kirche früh schon in ein unfreundliches Licht gerückt, den sein ganzer Lebensweg fern von den Quellen der Religion hingeführt und dessen Gemüth ein hartnäckiges Leiden am Lebensabend vergrimmt und verbittert hatte — uns steht es nicht zu — so geneigt Viele sich zeigen möchten — ihn wegen jenes herben Ausdrucks zu verdammen. Das Herz und Nieren prüfende Auge Gottes wird den Kern des Mannes mit mehr Milde und Barmherzigkeit von dessen wenig religiösem Wandel und roher Ausdrucksweise unterschieden haben, als wir Menschenkinder es vermögen!

Pater Severin.

[illegible]

Pater Severin.

Die älteren Leute aus der Umgebung von Basel, mögen sie im Laufenthal oder Frickthal, im Schwarzbubenland oder im Oberamt Säckingen, im Pfirdteramt oder in der Gegend von Landser wohnen, erinnern sich gewiß noch mit Freude des Paters Severin, dieses lustigen, witzigen Kapuziners, der, wo er hinkam, irgend ein heiteres, lachendes Andenken hinterlassen hat. Wir brauchen das Kloster nicht zu nennen, wo die rosenfarbige Laune des braunkuttigen Mannes jahrelang geblüht — die geneigten Leser kennen es schon!

Die Jugend des Pater Severin fiel in jene Zeit, wo die Nachklänge der konfessionellen Unionsbestrebungen den Katholizismus viel milder gestimmt hatten, als wir ihn heutzutage antreffen. Namentlich fand man damals in den Klöstern nicht selten Männer, die mit dem weltlichen Kleid keineswegs eine heitere Welt- und Lebensanschauung abgelegt hatten und in Sachen der Kirche und Theologie zuweilen Fünfe grad sein ließen. Auch in dem Kloster, in welches unser Pater nach seinem Noviziat zuerst versetzt wurde, herrschte dieser weltmännisch heitere Geist, der hier noch besonders durch den guten Wein, welcher in der Umgegend des Klosters und dem benachbarten Elsaß wächst und den Herren Patres im Herbst immer massenweise zugefahren wird, fortwährend grün erhalten wurde. Nach der gewöhnlich mehr fetten als

appetitlichen Mahlzeit sah man in ihren Händen eher die Spielkarten als das Brevier oder tummelten sie sich lieber auf dem schattigen Kegelplatz ihres hochummauerten Gartens als in dem Chor der dunkeln Kirche. An zeitweiligen größeren Mahlzeiten, zu denen jeweilen Bekannte der Umgegend oder — nicht ohne schalkhafte Absicht — reiche Partikulare geladen wurden, von denen man wußte, daß es in Bezug auf Qualität und Quantität des Weins in ihrem Keller gut bestellt war, fehlte es nicht, und die Gäste wetteiferten dann stets in Herbeischaffung eines Stoffes, der sowohl durch seine Güte, als die Unversiegbarkeit des Vorrathes geeignet sein sollte, nach links und rechts einen gehörigen „Hieb" auszutheilen. Wer bei solchen Anläßen in das Refektorium unseres Kapuzinerklosters trat, bemerkte zwar um die Häupter an dem hufeisenförmigen Tisch keinen Heiligenschein, aber wenn die Sonne noch hoch am Himmel stand, strahlte ihr Antlitz schon in der purpurrothen Glorie des Vollmonds und hatte sich in die Falten der unbändigsten Heiterkeit gelegt.

Ein solcher saftiger Boden, eine so wenig ascetisch geschwängerte Atmosphäre war für eine Pflanze wie Pater Severin, die ihrer ganzen Anlage nach in kein klösterliches Treibhaus gehörte und dennoch in ein Kloster gesteckt wurde, gleichwohl das entsprechende Lebenselement. Die mehr und minder feinen Nerven des Herzens und des Magens knüpften ihn an diese Welt, und die Funktionen seines Gehirns verliefen sich weder in die Tiefe mystischer Spekulationen, noch in die subtilen Höhen scholastischer Dialektik; zwischen hier und dort hielten sie in lachendem, humoristischem Gaukelspiel die glückliche Mitte, versöhnt mit allen Gegen-

sätzen, weil sie in schalkhafter Abwehr nie einen Gegensatz an sich herantreten ließen, und das Leben nur von seiner heitern, buntschillernden Seite auffaßten. Von Nahrungssorgen frei, einer körperaufzehrenden und verstimmenden Thätigkeit enthoben, außerhalb des Klosters das Treiben der Menschen beschauend, die Welt genießend, im Beichtstuhl immer neue, lustige Erfahrungen sammelnd, die seinen behenden Witz herausforderten, in der Klosterzelle all diese Eindrücke und Erfahrungen rekapitulirend und in seine heitere, oft satyrische Lebensphilosophie umsetzend: solchergestalt hatte Pater Severin den richtigen Boden für seine eigens geartete Individualität gefunden. Freilich, nichts ist vollkommen auf dieser Welt, und auch unser Pater sollte zuweilen den Widerspruch zwischen den christkatholischen Anforderungen seiner klerikalen Stellung einerseits und seinem weltmännischen Verstande, seinem aus Fleisch und Blut bestehenden Körper andrerseits zu fühlen bekommen; allein, wie bereits angedeutet, von solchen Dingen ließ sich der Mann nicht anfechten. Wollte aber der Widerspruch zu klaffend, zu lechzend werden, so schüttete er in den glühenden Spalt einige Schoppen Wein — und der Friede seiner Seele war wieder hergestellt!

Bekanntlich sind die Kapuziner die volksthümlichsten Mönche, weil sie in Bezug auf ihre Bildung das Volk selten überragen, und sich schon deßhalb mit demselben in ein gutes Vernehmen setzen müssen, weil sie in Bezug auf ihre Bedürfnisse von ihm abhängig sind. Populärer als seine populärsten Collegen war aber Pater Severin; an Leutseligkeit übertraf ihn keiner, an Witz und Humor überragte er Alle: er war der lustigste Gesellschafter, den

man sich denken konnte. Kam er aufs Land, so wurde er in alle Häuser eingeladen, wo man ihn kannte und man seine Heiterkeit mit einem guten Wein in Fluß zu erhalten vermochte. Außerdem war er noch besonders durch seine kirchlichen Tugenden beliebt. Seine Predigten waren stets kurz — und gut; zum Messelesen brauchte er nie mehr Zeit als gerade dazu höchst nöthig war; im Beichtstuhl hütete er sich vor indiskreten Fragen, war zufrieden, namentlich — wie dies gewöhnlich der Fall war — bei großem Andrang von Beichtenden, wenn diese ihm nur die Quintessenz ihres Sündenregisters, die hervorragendsten Spitzen ihrer Sündhaftigkeit mittheilten. Wie er in Betreff ihres Sündenbekenntnisses ein kurzes, summarisches Verfahren verlangte, so verfuhr er gewöhnlich auch in Betreff seines Zuspruches und der Absolution äußerst kurz und summarisch und in Betreff der Bußertheilung gegen alles Erwarten gnädig. Mehr als „fünf Vaterunser" legte er selten als Buße auf; Viele ließ er mit ihrem Sündenbekenntniß nicht einmal fertig werden und rief ihnen noch vor Beendigung ihrer reumüthigen Herzensergießung ein „absolvo te" und „Geh' und bet' füüfe" zu. Ueberhaupt nahm er es mit der menschlichen Sündhaftigkeit nichts weniger als genau; ja, wenn er mit etwas heiklen und schmutzigen Fällen behelligt werden sollte, sagte er gewöhnlich: „Mer wei nit vo dem rede, das isch gar ä wüesti Sach'."

Da er es mit seinen eigenen Schwächen ebenso leicht nahm als mit den Sünden seiner Beichtkinder, so geschah es daher auf seinen vielfältigen Missionen nicht selten, daß er gegenüber der Klosterregel des heil. Franziskus in eine schiefe Stellung ge-

rieth und daß ihm zuweilen der Mond ein schiefes Gesicht zu machen schien.

Von den verschiedenen Mißgeschicken, von denen er unter so bewandten Verhältnissen hie und da betroffen wurde, erzählen wir nur eines.

Es war im Hochsommer, als er in einer bloß 1½ Stunde von seinem Kloster entfernten Gemeinde den Sonntagsgottesdienst versehen sollte, da sich dieselbe in einem Interregnum befand, d. h. da sie den alten Pfarrer verloren und einen neuen noch nicht erhalten hatte. Troß der ungewöhnlichen Hiße verließ Pater Severin am Sonnabend schon zu Mittag das kühle Kloster und schritt auf der staubigen Landstraße in seiner schweren, dicken, wollenen Kutte, auf welche die Sonnenstrahlen fast senkrecht herabfielen, schweißtriefend seinem Ziele entgegen. In einer halben Stunde hatte er das nächste Dorf erreicht, wo im Pfarrhause der erste Halt gemacht und der erste Wein auf den heißen Durst gegossen wurde. Erst als des Pfarrers Köchin in Bezug auf das wiederholte Füllen der Weinflasche ihre freundliche Zuvorkommenheit abgelegt zu haben schien, fand unser Pater, daß es hier nicht mehr gut ruhen sei und empfahl sich. Noch hatte er aber das Dorf nicht ganz durchschritten, als er aus einem Fenster freundlich begrüßt und zum Eintreten in das wohlhabende Bauernhaus eingeladen wurde. Die Hiße des Tages, die Würde des Gastes verlangten wieder eine passende Erfrischung, und erst nach einem längeren Aufenthalte seßte Pater Severin seinen Weg wieder fort. Nach einer halben Stunde erreichte er ein zweites Dorf, wo wieder, wie im ersten, zuerst im Pfarrhaus, dann in einem Bauernhaus Rast gemacht wurde. Hier

durfte sich der Kapuziner schon eine längere Ruhe gönnen, denn das Ziel seiner Wanderung war jetzt bloß noch eine halbe Stunde entfernt. Auch wurde er zuletzt gezwungen, selbst noch länger zu verweilen, als er sich vorgenommen hatte; denn im Westen thürmten sich auf einmal ganze Gebirge von Wolken auf, die in fliegender Eile den Sonnenstrahlen einen Riegel vorschoben und das blaue Hell des Himmels verdunkelten. Einige Windstöße zerzausten die Rosenstöcke in den Gärten; es brummte wie ein ferner Geschützesdonner; einzelne große Tropfen Regen fielen; — nun ein Blitz — und markdurchschütternd polterte der Donner, den man noch so ferne geglaubt hatte, hart über den Häusern des Dorfes. Die Hausfrau bekreuzte sich und schrie: „Jesus Maria und Josef!“ Der Pater Severin tröstete die Geängstete, und sie bat ihn, ja doch ihr Haus nicht zu verlassen, bis das Gewitter vorüber sei. Er ließ sich hiezu natürlich gern bereit finden. Ein furchtbarer, wolkenbruchartiger Regen platzte hernieder; der Donner ließ allmählig nach und die Gefahr war vorüber; aber noch immer regnete es fort, und unser Pater konnte unmöglich das gastliche Haus verlassen. „Netzt es außen, so muß man auch innen netzen“, meinte er und leerte sein Glas, der Himmel weiß, das wie vielte Mal schon; „regnet es draußen von oben herunter, so wollen wir da drinnen von unten herauf regnen“, meinte der Hausherr, der auch ein lustiger Cumpan war, als er den leeren Weinkrug vom Tische nahm, um ihn wieder gefüllt aus dem Keller zu bringen.

Es dauerte lange, bis der Regen draußen und der Durst drinnen nachließ; doch war es endlich die höchste Zeit, daß Pater Severin aufbrach, um nicht gar erst um Mitternacht in der seinem pasto-

ralen Wirken anvertrauten Gemeinde anzulangen. Das Gewitter hatte nach einer mehrstündigen Dauer nachgelassen; aus dem zerrissenen Gewölk blinzelte da und dort ein Sternlein vergnügt auf das strahlende Vollmondsgesicht des Paters hernieder, der einen schlammigen Vicinalweg mühsam zu durchwaten hatte. „Ohne Zweifel läßt sich auf dem Fußwege (der über das grüne am Fahrwege hinziehende Bord führte) besser gehen", dachte der Kapuziner, unwillig sowohl über den schlammigen, schlüpfrigen Fahrweg als auch darüber, daß seine Beine weder in Bezug auf die Festigkeit des Auftretens noch auf den Rhythmus des Gehens ihre Pflicht thun wollten. Er gelangte glücklich auf das Bord; der Fußweg war vom Regen hübsch glatt gewaschen und glänzte im Mondschein. Zwischen dem Bord und der Fahrstraße aber rauschte ein röthlich-gelber, schlammiger, durch den Regen angeschwollener Bach vorbei, genährt von den Zuflüssen des nahen Waldgebirges, die den Lehm- und Polusgrund abgewaschen hatten. Die Wanderung auf dem schönen glatten Fußweg ging anfänglich ganz gut von Statten; aber sei es nun, daß das gelbe Wasser des rauschenden Waldbachs mit der gelben Kutte des Pater Severin in irgendwelcher magnetischen Beziehung stand, oder sei es, daß das glatte Fußweglein dem schalkhaften Pater einen Streich spielen wollte: genug — kaum war er einige Schritte dort gegangen, so kollerte und rollte er auf einmal das grüne Bord hinunter in den gelben Bach. Obgleich es ihm hier nicht so „wohlig" sein mochte, „wie dem Fischlein auf dem Grunde", so verweilte er doch einige Sekunden in dem mit der Farbe seiner Kutte wahlverwandten Elemente, erhob sich dann mit einer tüchtigen Schwenkung, wo-

durch er bewirkte, daß alle Theile seiner Kutte von demselben gleichmäßig berührt wurden, aus dem Schlamme und watschelte, über seinen Unfall eher lachend, als sich grämend, dem nahen Dorfe zu.

In dem Hause, wo er erwartet wurde, saß der Hausherr und die weiblichen Bewohner, mit „Gemüserüsten" auf den Sonntag beschäftigt, noch um den Tisch der Wohnstube, als Pater Severin lachend eintrat. Als der Ehrwürdige im Scheine des Lichts in seiner ganzen Gestalt sichtbar würde, da erhoben auch die Hausbewohner ein schallendes Gelächter. Von oben bis unten war die Kutte in dem Schlamm gebadet, der schneeweiße Gürtel unkenntlich geworden und selbst der Bart zeigte deutliche Spuren davon, daß die röthlich-gelben Wogen des Waldbaches vor Kurzem noch durch denselben gerauscht hatten. Aus der dicken, schweren, wollenen Masse des kapuzinerlichen Habits aber perlten fortwährend noch trübe Tropfen auf den Boden. Die ganze Gestalt bot einen nie gesehenen Anblick dar.

„Aber Frau Base" — sagte Pater Severin zu der Hausfrau, nachdem er den Unfall in seiner derb-humoristischen Weise erzählt hatte — „aber Frau Base, was ist nun zu machen? Ihr müßt mir die Kutte heute Nacht noch auswaschen." — „Ja und das mit Lauge, sonst kriegen wir sie nicht rein", erwiederte die Hausfrau ihrem saubern Gaste.

In der Küche wurde nun Lauge bereitet, Kunst und Ofen eingeheizt, um Wärme zum Trocknen der Kutte zu gewinnen. Pater Severin war jetzt genöthigt, in's Bett zu gehen; er verlangte, daß man ihm Wasser in sein Zimmer bringe, damit er Haupt, Bart

und Antlitz reinigen, und eine Flasche Wein, damit er einschlafen könne. Er wolle dann die Kutte vor die Zimmerthür stellen, wenn er ins Bett gehe, sagte er lachend.

Nachdem er sich auf seinem Zimmer gewaschen und gelabt hatte, wand er sich aus seiner schweren, schlammgetränkten Kutte und stellte diese dann, wie er gesagt hatte, vor die Zimmerthür. So steifkothig war dieselbe in der That, daß er sie vor die Thüre stellen konnte. Hier nahmen sie, die aussah wie eine große Glocke oder vielmehr wie der Mantel einer Glocke, die Mägde scherzend in Empfang, um sie in die kochende Lauge zu tunken. Pater Severin aber schlüpfte unter die Decke; was er geträumt, wissen wir nicht.

Andern Tags hatte es das erste und zweite Zeichen zur Kirche geläutet, aber noch konnte der Ordensmann sein Bett nicht verlassen, noch war die dicke, wollene Kutte trotz der Gluthhitze von Kunst und Ofen nicht trocken! Es läutete zum dritten Mal in die Kirche, die Gemeinde versammelte sich darin, aber noch erschien der Priester nicht. „Der hält heute gewiß eine schöne Predigt, daß er so lange daran studirt", dachten die Leute, — aber die Kutte war noch nicht trocken! Endlich kam der Siegrist in das Haus, wo der Herr Pater lag, mit der Anzeige, daß schon lange Alles auf ihn in der Kirche harre; der Kapuziner sei mit der Predigt noch nicht fertig, ließ man den Ungeduldigen wissen, — aber die Kutte war halt noch nicht trocken! Als dem Pater Severin selber die Zeit zuletzt in seinem Bette zu lang wurde, so öffnete er halb die Zimmerthür und rief nach seiner Kutte. „Aber Herr Pater, antwortete die Hausfrau, die Kutte ist noch nicht trocken und ich glaube sie wird heute den ganzen Tag nicht mehr trocken." „Nun,

so holt' mir Alb und Meßgewand aus der Kirche und ich gehe ohne Kutte, aber in vollem prierstерlichen Ornat zum Gottesdienst", erwiederte er scherzhaft.

Das ging nun freilich nicht, und zuletzt blieb unserm Pater Severin nichts anders übrig, als die zwar rein gewordene, aber naßkalte „Glocke" über seine schauernde Gestalt zu werfen und nolens volens in die Kirche zu wandeln.

Die Predigt, die er hier hielt, fiel beträchtlich kürzer aus als die harrenden Andächtigen geglaubt hatten; auch mit dem Hochamte machte er so schnell, daß die Gemeinde trotz seinem späten Erscheinen in der Kirche nicht länger aufgehalten wurde, als wenn er zur rechten Zeit dort eingetroffen wäre. Wie der Gottesdienst vollendet war, eilte er schnell auf sein Zimmer, zog die immer noch nasse Kutte wieder aus und legte sich ins Bett — wo er den ganzen Rest des Tages und die folgende Nacht verharren mußte, bis endlich die Kutte trocken war! —

Das war freilich ein sehr verhängnißvoller Unfall, der unsern Pater betroffen hatte; doch wußte er sich für solche Tücken des Schicksals bald so, bald anders wieder reichlich zu entschädigen.

Bekanntlich wird der Beichtstuhl oft auch zu etwas anderem benützt, als zur Erlangung der Lossprechung von den Sünden. Den Herren Patres wird nicht bloß lösende, sondern auch bindende Kraft zugetraut, nicht bloß die Kraft, das Sakrament der Ehe zu verwalten, sondern auch die Geschicklichkeit, auf dem Wege der Kuppelei eine Ehe einzuleiten. So kam denn auch einmal zu einer Zeit, als der Zudrang zum Beichtstuhl des Paters Severin nicht groß war, ein Mädchen in denselben, dessen Sünden der

Pater auf's Gnädigste absolvirte und es dann gut gelaunt fragte, ob es vielleicht nicht noch ein Anliegen auf dem Herzen habe?

„Ach ja, ehrwürdiger Herr Pater, ich möchte gerne heirathen", sagte die ländliche Naivetät, „und wär es mir lieb, wenn mir Euer Hochwürden Einen verschaffen wollten."

„Gern", erwiederte Severin lächelnd; „aber was soll es denn für Einer sein?"

„Einer, der ein eigen Haus hat", sagte sie.

„Das wird sich geben, meine Liebe", ermunterte er. „Kommen Sie nach Verfluß von neun Tagen vor die Pforte des Klosters, fragen Sie nach mir und ich will Ihnen dann den Gewünschten vorstellen."

Das heirathslustige Mädchen stellte sich zur rechten Zeit ein und nach ihrem Wunsche erschien gleichfalls Pater Severin an der Klosterpforte. Was sie denn wolle, fragte er etwas barsch. „Der Herr Pater werden sich doch meiner noch erinnern und wissen, daß ich auf heute hieher bestellt worden bin."

„Aha", lachte der Schalk, „Sie wünschen den Liebsten mit dem eigenen Haus zu sehen? Ich habe nun einen ausfindig gemacht und hoffe, er werde Ihnen gefallen." Mit diesen Worten überreichte er der Sehnsüchtigen aus dem Zipfel seines Habits eine — Schnecke in ihrem Gehäuse. „Das ist nun Einer mit einem eigenen Haus!"

Schamroth und ohne ein Wort zu erwiedern eilte das Mädchen fort. Wir haben nicht gehört, daß es je wieder den Pater Severin zum Vertrauten ihres Herzens gemacht hätte!

Andere Beichtende wurden zuweilen auf weniger spaßhafte Weise

abgefertigt, besonders wenn die Geduld des Paters Severin schon etwas zu lange in Anspruch genommen war. Dann kehrte sich sein Aerger vorzüglich gegen diejenigen, die es mit ihrem Sündenbekenntniß allzu skrupulös nahmen.

Einmal saß er am Vorabend eines Kirchenpatronfestes schon den ganzen lieben langen Nachmittag in dem Beichtstuhle einer Dorfkirche, von reumüthigen, nach Absolution dürstenden Sündern umringt. Er hatt nicht einmal Zeit gefunden, um vier Uhr die für ihn im Pfarrhause bestimmte Flasche Wein als wohlverdienten Abendtrunk zu genießen. Mächtiger als der Durst nach Absolution die Beichtenden, brannte ihn sein eigener leiblicher Durst. Aber bis in die Nacht hinein kam immer neuer Zuspruch, und der reiche Prasser im Evangelium kann unmöglich sehnsüchtiger nach Benetzung seiner Zunge gefleht haben, als unser Pater Severin. Endlich, endlich sollte er erlöst werden. Allein wie er im Begriffe war, den Beichtstuhl zu verlassen, kam noch ein Jüngling, der verschiedenen Bruderschaften angehörte, mit andächtig gefalteten Händen und gesenkten Augen auf denselben zugeschritten. „Hochwürdiger Herr Pater", seufzte derselbe, „ich habe noch etwas vergessen."

„Nu, was denn?" fragte Pater Severin barsch.

„Ich habe einen Fluch vergessen zu beichten."

„Mach', daß fertig wirst", brummte Severin ganz laut.

„L — m — i — A — !" beichtete der Jüngling.

„Und du mich auch!" schnauzte ihn der Pater an, verließ sodann hastig Beichtstuhl und Kirche und eilte dem gastlichen Pfarrhause zu. —

Gar viele solcher Züge zur Charakteristik des jovialen Kauzes könnten wir aus Beichtstuhl und Weinkeller noch mittheilen.

Wie er sich dem Greisenalter zu nähern anfing, wurde er in das Kloster in O. versetzt, in eine weinarme Gegend, zu mürrischen, finstern Confratres. Es wurde ihm hier nicht die freundlichste Behandlung zu Theil; für den lustigen Lebensgenuß seiner frühern Jahre mußte er nun Buße thun. Wurde je ein Mal ein heiteres Mittagessen im Kloster gehalten, so war Pater Severin gewöhnlich davon ausgeschlossen und mit einem andern Pater, der für närrisch galt, in das Chor der Kirche verbannt. Bei einem solchen Anlaß nun waren einmal diese zwei einzig dazu verurtheilt, in der Kirche die Vesper zu singen. Der Eine war auf dieser, der Andere auf der andern Seite des Chores aufgestellt und abwechselnd sangen sie hinüber und herüber. Auf einmal unterbrach der alte Severin den feierlich-ernsten Gesang mit folgenden Worten, die er an den närrischen Pater richtete:

„Was meinsch, Pater Lunzi, was nützt unser Vespern?"

„So viel als 's fünfte Rad am Wage", erwiederte der Närrische.

„Jetz g'seni, daß du kei Narr bisch", sagte der greise Severin. Und bevor sie die Vesper vollendet hatten, klappten beide ihre Bücher zu und verließen die Kirche.

Sie vespern nun schon lange nicht mehr!

Der Wiedertäufer von Weißkirch.

Der Wiedertäufer von Weißkirch.

Weißkirch liegt in einem stillen Wiesengrunde, ungefähr in der Mitte zwischen dem protestantischen Benken und dem katholischen Leimen. Die Bewohner des Gehöftes gehören aber weder der einen noch der andern Confession an. Zwar hat Weißkirch eine nicht unberühmte katholische Vergangenheit: aus weiter Umgebung strömten einst die Katholiken hierher zur Kirche, die von einem Papste geweiht wurde und in dieser Gegend lange Zeit der einzige katholische Tempel war. Allein jetzt sind nur noch spärliche Trümmer seines Chors vorhanden. Auch die Reformation umschwärmte ihn mit rauschendem Flügelschlage; allein in dem ergüt katholisch bleiben wollte, mußte er endlich doch der Zeit ihren Tribut bezahlen: er zerfiel ruhmlos und die Nachbarn theilten sich in seine Schätze. Hierbei, wie bei ähnlichen Gelegenheiten, erwiesen sich namentlich die Bettwyler als Leute, die nicht gerne zu kurz kommen. Altäre und Heiligenbilder flüchteten sie mit zuthunlichem Eifer von Weißkirch in ihre dürftig ausgestattete Kapelle, bei welchem „Auszug aus Aegypten" es auch geschah, daß mehrere fromme Märtyrer neuerdings wieder arg verstümmelt wurden. In der Eile wurden nämlich die „Heiligen" so unvorsichtig verpackt, daß kaum Einer unversehrt in der Bettwyler Kapelle ankam. Mehrere hatten die Hände, Andere die Füße verloren; Dieser langte

mit geschundener Nase, Jener gar ohne Kopf an. Allein das Alles verhinderte die Bettwyler nicht, ihre Kapelle mit den invaliden Heiligenbildern von Weißkirch reichlich auszuschmücken. Besser eine Kapelle mit verstümmelten Heiligen, als ohne alle Heiligen, dachten die Schlauen.

Weißkirch, wie gesagt, gehört weder der protestantischen noch der katholischen Confession an. Schon seit mehreren Jahren ist es Eigenthum jener braven, fleißigen, wohlhabenden, stillen Landwirthe, die zur Sekte der Wiedertäufer gehören. Merkwürdige Leute, diese Wiedertäufer! Der Fanatismus, mit dem sie zuerst in der Geschichte auftraten, hat sich gänzlich gelegt; ihre frühern Grundsätze von Güter- und Weibergemeinschaft haben einer praktischeren und sittlicheren Lebensanschauung Platz gemacht und selbst der Wahnsinn, mit dem sie sonst mit der Bibelauslegung umzuspringen pflegten, scheint durchschnittlich einer verständigeren Auffassung gewichen zu sein. Genug, die Wiedertäufer unserer Tage verdienen wegen ihrer sozialen Tugenden, ihrer Bescheidenheit, ihrer Verträglichkeit und Dienstfertigkeit die Achtung einer jeden Confession.

Aber zugleich eine ehrwürdigere und liebenswürdigere Persönlichkeit, als der vor etwa fünfzehn Jahren verstorbene sogenannte „Wiedertäufer von Weißkirch“ war, kann sich der Leser nicht denken. Eine wahre alttestamentliche Gestalt, ein Patriarch, ein Hoherpriester, ein Prophet! Groß, kräftig und schön gewachsen, trug er einen prächtigen, bis über die Brust hinabwallenden weißen Bart. Aus seinem regelmäßig geformten Gesicht sprach stets ein freundlicher Ernst, während auch der oberflächlichste Menschenkenner dem treuherzigen blauen Auge ansah, daß seine Seele kein Falsch kenne.

Auf seinem Gehöfte Weißkirch waltete immer die musterhafteste Ordnung, der regelmäßigste Fleiß; aus dem Wohnhause und aus den Stallungen sprach Einen der Geist der Reinlichkeit und des behäbigen Wohlstandes an. Um die Häuser gedieh üppig das milchreiche Gras; auf den Aeckern reifte fröhlich die Saat der Aernte entgegen. Ein reicher Kranz von Obstbäumen umstand huldigend und opferverheißend die Gebäude. Aus dem mächtigen Bienenhause, an der Südseite des Wohngebäudes angebracht, summte es den ganzen Tag hin und her; bis in die Tannenwälder des „Blauen" flogen die fleißigen Arbeiter und kehrten reich beladen mit den Rohstoffen des Honigs in ihre Körbe zurück. In dem Garten blühte die wohlriechende Nelke und die Sonnenblume auf hohem Stengel, die letztere, um im Spätherbst ihre Kernen zu feinem Oele zu spenden.

Das war Weißkirch, wie ich es zum letzten Male sah; es galt damals als eine Musterwirthschaft unter ihrem verständigen Eigenthümer. Bauern von Nah und Fern fanden sich dort ein, um bei dem freundlichen Manne Rath zu holen, der auch das Unbedeutendste zu Nutzen zu ziehen wußte. Das Wort des Dichters:

„Was der Mensch mit Füßen tritt
Das sei künftig deine Liebe."

— hier hatte es seine gewissenhafteste Erfüllung gefunden!

Aber nicht nur ließ er von Allem, was ihm die reiche Mutter Erde entgegenbrachte, worüber Hunderte achtlos hinwegschritten, nichts zu Schanden werden; mehr noch sorgte er für die höheren Güter des menschlichen Daseins. Seine Kinder wurden zwar einfach, aber in strenger Gottesfurcht erzogen. In seiner Pädagogik diente ihm das goldene Wort: „Was du nicht gern hast, das dir

Andere thun, das thue ihnen auch nicht", zur maßgebenden Richtschnur; damit lenkte er zur Selbstkenntniß und zur Menschenkenntniß hin; über Erfahrungen und Thaten bildete sich nach und nach ein selbständiges Urtheil, das aber immer aus Liebe entsprang, weil er die Seinen durch Beispiel und Leben geübt hatte, Natur und Menschen mit Liebe zu betrachten. Damit verband sich von selbst ein auge- und herzerfreuender Sinn für Ordnung und Reinlichkeit. Schmutz und Vernachläßigung der Kinder waren ebenso verpönt, als Schmutz des Charakters und Leichtfertigkeit des Sinnes

In dieser ächt christlichen, ächt humanen Atmosphäre athmeten aber nicht nur diejenigen, die dem „Wiedertäufer" durch Verwandtschaft, durch die Bande des Blutes angehörten; auch seine Dienstboten und Taglöhner behandelte er nicht als Sachen, als Mittel zum Gedeihen seines Eigenthums. Er sah nicht bloß darauf, daß sie fleißige Arbeiter, sondern daß sie brave Menschen seien. Er ging liebevoll auf ihre Verhältnisse ein, leitete sie an zu verständigem Schaffen und zu sorgfältigem Sparen, zu ehrbarer Aufführung und zur innern und äußeren Tüchtigkeit. Katholiken und Protestanten dienten in seinem Hause, aber nie hörten weder die Einen noch die Andern, weder vom Meister noch von seinen Angehörigen, ein unebenes Wort wegen ihrer abweichenden Confession. Im Gegentheil gestattete der „Wiedertäufer" stets Jedem aufs Liberalste, nach den Gebräuchen seiner Kirche leben zu dürfen. Kam einmal, wenn der ehrwürdige Mann mit seinen Hausgenossen etwa an einem Sonntage Nachmittag auf der Bank im Hofe saß und über dieß und das diskurirte, die Rede auf die Verschiedenheit der Religionen, so gab er weder der seinen noch

einer andern den Vorzug, sondern sagte nur: „Brav sein und immer braver werden, einander Gutes thun und einander lieben — das ist die Hauptsache. Daß der Eine diese, der Andere jene Religion hat, ist gar nicht sein Verdienst, sondern ein Zufall, wie ja ich auch ein Jude, oder ein Heide oder ein römischer Katholik sein würde, wenn meine Eltern Juden, oder Heiden oder Katholiken gewesen wären."

Unser „Wiedertäufer" war zugleich Pfarrer, und alle vierzehn Tage kamen seine Glaubensgenossen stundenweit auf Bernerwägelein nach Weißkirch gefahren zum Gottesdienste oder zur „Gemeinde", wie sie sagen. Von alt- oder neutestamentlicher Exegese, von Dogmatik oder Kirchengeschichte, von der Weisheit der Rabbiner oder der Gottesgelahrtheit der christlichen Theologen wußte der schlichte Mann in dem blauen halbleinenen Rock kein Wort; ebensowenig von der Kunst blendender Rhetorik. Wenn aber in der stillen Gemeinde sein Blick Herzen und Nieren durchforschend auf seinen Zuhörern ruhte, wenn sich seine Stimme begeisternd erhob wie die Daniel'sche Weissagung und dann verklärt wieder zurückkehrte auf die naheliegensten, kleinsten und geheimsten Verhältnisse der Gemeindemitglieder — ermahnend und strafend, aber auch wieder aufmunternd und Muth verleihend —: dann war bei Niemanden ein Zweifel mehr, daß nicht der Geist Gottes aus diesem merkwürdigen Manne gesprochen habe. Wenn dann die Gemeinde zu Ende und man sich, wie dies bei den Wiedertäufern üblich ist, zu dem fetten Liebesmahle gesetzt hatte, wurde der Prediger bald von einer bekümmerten Mutter, bald von einer schüchternen Tochter oder einem rathbedürftigen Manne auf die Seite genommen, um

mit seiner stets aushelfenden Weisheit an die Hand zu gehen. In den heiligsten Fragen des Herzens, in den peinigendsten Zweifeln des Verstandes und in den schwärzesten Verdüsterungen des Gemüthes war er nicht weniger ein liebevoller Rathgeber und Tröster, als er in Sachen von Handel und Wandel mit seinen Erfahrungen und seiner verständigen Einsicht sich Jedermann gerne nützlich erwies.

Der „Wiedertäufer von Weißkirch" war wie gesagt die liebenswürdigste Persönlichkeit, die man sich denken kann, ein Mann nach dem Herzen Gottes. Wenn er unweit der an seinem Gehöfte vorbeiführenden Straße arbeitete, bald ein katholischer, bald ein protestantischer Pfarrer vorbei kam und vor dem wiedertäuferischen Kollegen sich kaum bewogen fand, den Hut zu lüften, so war er gleichwohl immer mit freundlichem Gruße bereit. Und wie viel Spott andersgläubiger Unverstand ihm auch schon angethan, wie hochnasig und selbstüberhebend ihn angesehen hatte: er trug diese Unbilden Niemanden nach. — Ich erinnere mich noch mit Entrüstung einer Szene, die sich einst in einem benachbarten Dorfe von Weißkirch zugetragen hatte. Dort war der „Wiedertäufer", der von einem Holzhandel zurück kam, in einer Schenke eingekehrt und saß still hinter dem Tische bei seinem Schoppen. Ein Sundgäuer kam gerade von einer Wallfahrt nach Mariastein zurück, nahm in derselben Schenke Einkehr und setzte sich dem „Wiedertäufer" frech gegenüber. Nicht lange, so begann er:

„Ihr seid ein „Täufer"?"

Ja.

„Ihr habt also gar keine Religion, die Lutherischen haben doch noch das Abendmahl."

Der „Wiedertäufer“ schwieg und suchte seinen Schoppen zu leeren.

„Ihr habt auch nicht den Chrysam, durch den man einzig selig werden kann; man sollt' Euch Schweinefleischesser, Euch Fettbäuche und Prasser alle ausrotten.“

Der „Wiedertäufer“, der groß und stark genug gewesen wäre, dies gottvergessene Lästermaul ganz angemessen zu stopfen, schwieg wieder. Auch der Wirth fand sich noch nicht bewogen, dieser höchst unbefugten Beleidigung seines Gastes ein Ziel zu setzen.

Mir aber, der ich zufälliger Weise in derselben Schenke anwesend war, wurde die Sache zu dick. Ich fragte den Sundgäuer zuerst ganz bescheiden, ob ihm dieser Mann etwas zu Leide gethan?

„Nein, aber er ist ein „Täufer“!“ „„Und Sie sind ein niederträchtiger Lümmel, der mit allem Ablaß, allen Absolutionen und allem Chrysam nicht einmal so viel Religion hat als der miserabelste Heide oder ein Menschenfleisch fressender Wilder. Herr Wirth, wenn Sie irgend noch welche Achtung vor Ihren Gästen haben, so werfen Sie den Kerl zum Hause hinaus oder wir sind genöthigt, dasselbe zu verlassen.““

Der Wirth wollte seine Pflicht thun, aber der Sundgäuer bezahlte schnell seine Zeche und entfernte sich freiwillig.

Der „Wiedertäufer“ aber dankte mir gerührt für meine Dazwischenkunft und zwar in Worten, die mir zu verrathen schienen, daß er solche nicht erwartet hatte. Es ist allerdings früher wiederholt vorgekommen, daß die „Wiedertäufer“ von andern Religionsangehörigen oft bis aufs Blut beleidigt wurden, ohne daß sich ihrer Jemand angenommen hätte, trotzdem man von der Niederträchtigkeit einer solchen feigen Beleidigung überzeugt war. —

Der „Wiedertäufer von Weißkirch" starb zu Anfang der vierziger Jahre. Er hieß Steinbrunner. Sein Gedächtniß ist noch in manchem treuen Herzen seiner Gemeinde aufbewahrt. Daß das Leben dieses Mannes auch noch mehreren Andern zum nachahmenswerthen Vorbilde gereichen möchte ist der Zweck dieser Zeilen, die kaum anzudeuten vermögen, welches mächtige Christenthum in dem Herzen des braven Mannes seinen lebendigen Springquell hatte, der unter der grünen, blumenreichen Wiesendecke von Weißkirch zu Staub und Asche geworden ist.

Bruder Eustachius.

Der „[illegible] von [illegible]“ starb zu Anfang des vorigen Jahres. [illegible] Sein Gedächtniß ist noch in manchen [illegible] seiner Gemeinde [illegible] und leben [illegible] noch nach mehreren [illegible] dem [illegible] werthen [illegible] [illegible] in der [illegible] dieser Zeilen, die [illegible] welche [illegible] [illegible] des braven [illegible] seines [illegible] [illegible] der [illegible] von [illegible] zu [illegible] und [illegible] ist.

Bruder Eustachius.

Bruder Eustachius.

Mit dem Wiedertäufer von Weißkirch hatte Bruder Eustachius gemein, daß er im Leimenthale eine so seltsame Erscheinung war, wie Vater Steinbrunner, aber auch ein so kindlich gottvertrauendes Herz besaß wie dieser. Freilich unterschied sich Bruder Eustachius wieder in vielen Dingen von ihm.

War der Wiedertäufer von Weißkirch eine ächt bürgerliche Blume, eine Nelke, die in kräftigem, in sich ruhendem Weltgefühl ihrer duftenden Reinheit im Garten des Leimenthales unter freiem Himmel emporblühte, so kann man den Bruder Eustachius mit einem Veilchen vergleichen, das in den stillen Mauern eines Klosters ein bescheidenes Dasein lebte — ein dienender Klosterbruder, ohne Selbständigkeit einer Ueberzeugung, ohne Kenntniß der Welt, ohne jenen Gesichtskreis der Anschauung, dessen sich selbst der Allerletzte und Allerniederste seiner klösterlichen Mitbewohner erfreute. Wenn auch vielen andern Klosterbrüdern nicht verstattet war, im Beichtstuhle die Geheimnisse der Herzen zu erforschen, oder auf Missionen das Leben der Familien, die Sitten der Dörfer, die Eigenthümlichkeiten wechselnder Gegenden, die erfindungsreichen Werke der Menschen kennen zu lernen: so hatten sie entweder schon vor ihrem Eintritt in das Kloster einen Lebensabschnitt unter dem Volke zugebracht oder im Kloster selber frühere Beziehungen mit

der Außenwelt festgehalten oder weiter fortgesponnen. Bruder Eustachius dagegen diente von Kindsbeinen an bei den ehrwürdigen Vätern Kapuzinern. Die ersten Blumen, die das Auge des Knaben erblickte, waren diejenigen auf den Meßgewändern des Priesters, oder die wenig kunstvollen, die den Altar zierten; den blauen Himmel sah er nur durch das enge Fenster der Klosterzelle, und auch den Sonnenstrahl genoß er nur bruchstückweise, wie er durch dieselbe enge Oeffnung sichtbar wurde. Mit dem Gedanken an den Glockenstrang erwachte Bruder Eustachius; seit unzähligen Jahren schon läutete er die einsame Glocke verschiedener Kapuzinerklöster, weckte damit die Patres vom Schlummer, rief das Publikum zur Messe und zur Vesper, mahnte zum Mittag- und zum Abendgebet. Noch als kleiner Knabe ministrirte er die Messe und rutschte oft ganze Vormittage vor den Altären auf seinen Knien herum. Der bekannte Friedolin, der in den Glühofen geworfen werden sollte, konnte kein frommerer Knecht sein als es Bruder Eustachius war.

Nach mehrjährigen treuen Diensten in einem Kapuzinerkloster wurde er zum Kapuziner-Bruder befördert. Eine braune Kutte war von nun an sein Kleid, das so lange dauern und so wenig mehr von seinem Leibe kommen sollte, als seine eigene Haut. Seine Lenden umgab ein weißer Strick und an den bloßen Füßen trug er Sandalen. Die kühnsten Wünsche unsers Eustachius waren erfüllt; mit unauflöslichen Banden gehörte er dem Kapuzinerkloster an — zwar nur als ein armer Laienbruder, da ihm der Himmel die nöthigen Geistesgaben und die Menschen die nicht minder nöthige Gelegenheit versagt hatten, um „auf geistlich" studiren

zu können. Und dennoch war Bruder Eustachius überselig: sein ganzes, ungetheiltes Leben konnte er nun dem Dienste des Klosters oder dem Dienste Gottes, was für ihn gleichbedeutend war, als ein „frommer Knecht“ widmen.

Wohl ein Drittheil seiner Jahre, die letzten seines Lebens, brachte er in dem Kloster zu D. zu. Die fromme, heilige Einfalt, in seinem Leben nie von einem Zweifel gequält, unfähig, beleidigt zu werden, aber ebenso unfähig, die Wonnen der Wissenschaft oder die Freude über große, schöne menschliche Thaten zu empfinden, immer gleich gestimmt und gleich gemuthet, verrichtete er Tag für Tag Jahr aus und ein seine kirchlichen Funktionen als Ministrant oder Sakristan, bediente er die ehrwürdigen Väter Kapuziner und „schlurpte“ in gleichmäßigem Schritte durch die Gänge des Klosters. Nie thronte eine finstere Wolke auf seiner Stirne, und so angestrengt oft sein Dienst auch war, so herb der Arme oft von seinen Vorstehern auch abgekanzelt wurde: nie kräuselte sich der immer glatte Spiegel seines gottergebenen Gemüthes, immer war er freundlich und gefällig gegen Jedermann. Hatte er eine freie Stunde, so betete er in der Kirche oder in seiner Zelle, zuweilen aus einem lateinischen Buche, obgleich er kein Wort Latein verstand — Gott versteht es schon, meinte er!

Das Volk nannte ihn nur den „guten Eustacheli“ oder auch abgekürzt den „guten Stacheli“. Und so wurde er noch genannt, als er schon lange das Kindesalter hinter sich hatte, in seinen Mannesjahren sowohl als in seinem Greisenalter. Denn der Eustacheli war klein von Person und mochte dem „Wiedertäufer von Weißkirch“ kaum bis an die Brust reichen. Doch trug er, als

Kapuziner, ebenfalls einen Bart wie dieser; aber auch Eustacheli's Bart war ein Diminutivum, aus dem wohl nur ein kurzer Faden hätte gesponnen werden können, während des Wiedertäufers Bart gewiß zu einem Strang Garn die nöthige Riste geliefert hätte.

Es geschah nun freilich auch, daß Bruder Eustacheli zu einer Mission verwendet wurde — zu der Mission eines Bettelmönchs. Wenn es Wetter war, daß man keinen Hund hinausschicken mochte, so kam dann gewöhnlich die Reihe an unsern Klosterbruder, in den Dörfern Lebensmittel für das Kloster zu sammeln. Auf diese Weise kam er dann zuweilen wieder mit der Welt in Verbindung. Mit einem frommen „Gelobt sei Jesus Christus" betrat er die Häuser und mit einem herzlichen Glückswunsch verließ er dieselben, aber nie ohne sich mit den Kindern zuerst freundlich unterhalten und ihnen Heiligenbilder geschenkt zu haben. Mit ihnen gab sich sein kindliches Gemüth, das noch bei dem achtzigjährigen Greise dasselbe blieb, am liebsten ab; in der Unterhaltung mit älteren Leuten kam er gewöhnlich in Verlegenheit, indem selbst das Gewöhnlichste jenseits seines Horizontes lag. „Der Bruder Eustacheli", hörte man oft sagen, „ist so unschuldig, daß er nicht einmal weiß, daß es zweierlei Geschlechter gibt!"

Auch ein Bonmot hörte ich einmal von Bruder Eustacheli; wie er dazu gekommen sein mag, weiß der Himmel. Auf seiner Bettelreise kam er einst in unser Haus und beschenkte mich, der ich noch ein kleiner Knabe war, mit Bildern. Das folgende Jahr kam er wieder und kannte mich kaum mehr, so merklich war ich in die Höhe geschossen. „Aber wie du gewachsen bist, Seppli", rief er verwundert aus. Und zur Mutter sich wendend bemerkte

er dann: „Ja, und ich wachse auch, aber zu Boden, wie ein Chalberschwanz!“

In den Pfarrhöfen, wo er auf seiner Bettelreise gewöhnlich übernachtete, wurde er, wie im Kloster, als das Aschenbrödel behandelt. Doch gab es auch wieder Pfarrer, die human genug waren, sich mit dem ewig jungen und — ewig kleinen Greise zu unterhalten. Aber von den inhaltsreichsten Jahren, die er erlebt, wußte er so viel, wie nichts zu erzählen; die kleinen und großen Ereignisse, die fast während dreier Menschenalter an seinem Leben vorbeigerauscht waren, hatten ihn vollständig unberührt gelassen. Doch einmal erzählte er einem gastlichen Dorfpfarrer etwas halbverworren von dem Vandalismus, mit welchem die Franzosen während der ersten Revolution in dem Kloster und in der Kirche zu Einsiedeln gehaust hätten. Er befand sich damals im Kloster zu Rapperswil und dort hatte man es als ausgemacht angesehen, daß der Teufel nun demnächst die französischen Kirchenschänder bei lebendigem Leibe holen werde. Bruder Eustacheli reiste nun mit einem andern Klosterbruder eigens nach Einsiedeln, um das Teufelholen anzusehen. „Aber denket, Herr Pfarrer“, schloß er seine Erzählung, „auch nicht ein Einziger wurde in unserer Gegenwart vom Teufel geholt!“

Bruder Eustacheli starb in außergewöhnlich hohem Alter. Seinen Leib hatte er stetsfort rein gehalten — nicht aus Bewußtsein, sondern aus Instinkt — von den modernen Sünden gegen eine naturgemäße Diätetik und seine Seele von den Widersprüchen im Denken und Wollen. Von den Anfechtungen der Welt im guten wie im schlimmen Sinne war er frei geblieben, und wenn er von

seinen Obern zuweilen etwas roh behandelt, zum Terminiren in Sturm und Regen hinausgeschickt wurde, so küßte er die Hand, die ihn schlug, und trippelte in „Gottes Namen", das greise Haupt mit einem Tüchlein bedeckt, in der Rechten einen langen Stab, hinaus in's Leimenthal oder hinauf „auf den Berg" — es war ja der Wille Gottes, dachte er. Es mochte vielleicht auch eine gewisse Berechnung darin liegen, wenn der „Stacheli" zum „Sammeln" ausgesendet wurde; soviel ist wenigstens sicher, daß viele Familien, die sich sonst entschlossen hatten, den Kapuzinern kein Almosen mehr zu verabfolgen, bei dem Anblick des guten, kleinen, oft schrecklich durchnäßten und kothbespritzten Bruders, wieder andern Sinnes wurden und aus Mitleid für den Armen dem nie nothleidenden Kloster dann das reichlichste Almosen schenkten.

Das Kloster-Glöcklein, mit dessen Strang Bruder Eustachius so innig verwachsen war, läutete endlich auch ihm zu Ende. Der kleine Eustachius wurde in einen kleinen Sarg gelegt und bei der Kapuzinerkirche in D. vor noch nicht gar langer Zeit ohne Sang und Klang zur Erde bestattet. Anspruchslos wie sein langes Leben, war sein Begräbniß: keine Thräne floß für ihn!

Aber als sein Tod in den benachbarten Dörfern von D. bekannt wurde, riefen Viele: „Tröst' ihn Gott! Wenn der nicht in den Himmel kommt, kommt Niemand mehr hinein!"

Und wir schließen mit dem Wort der Schrift: „Selig sind die Armen im Geiste, denn ihrer ist das Himmelreich!"

ganze Schar [illegible] etwas [illegible] bedachte, zum Terminieren in Sturm und Regen hinausgeschickt wurde, so hüllte er die Hand [illegible] und wanderte in „Gottes Namen", das [illegible] Haupt mit einem Tüchlein bedeckt, in der Richtung eines langen Stab, hinaus ins Rheinthal oder hinauf „auf den Berg" — es war ja der Wille Gottes, dachte er. Es mochte vielleicht auch eine gewisse Berechnung darin liegen, wenn der „Stacherl" zum „Sammeln" ausgesendet wurde; soviel ist wenigstens sicher, daß viele Familien, die sich stark entschlossen hatten, den Kapuzinern kein Almosen mehr zu verabreichen, bei dem Anblick des guten, kleinen, oft schrecklich verwachsenen und kothbespritzten Bruders, wieder andern Sinnes wurden und aus Mitleid für den Armen dem nie nothleidenden Kloster dann das reichlichste Almosen schenkten.

Das Kloster-Stückchen, mit dessen Schwung Bruder Eustachius so innig verwachsen war, [illegible] endlich auch ihm zu Ende. Der kleine Eustachius wurde in einen [illegible] Sarg gelegt und bei der Kapuzinerkirche in D. vor noch nicht gar langer Zeit ohne Sang und Klang zur Erde bestattet. Anspruchslos wie sein langes Leben, war sein Begräbniß; keine Thräne floß für ihn!

Aber als sein Tod in den benachbarten Dörfern von D. bekannt wurde, riefen Viele: „Tröst ihn Gott! Wenn der nicht in den Himmel kommt, kommt Niemand mehr hinein!"

Und wir schließen mit dem Wort der Schrift: „Selig sind die Armen im Geiste, denn ihrer ist das Himmelreich!"

Sonnenfeld, Franz <<von>>,

Volksgeschichten aus dem Schwarzbuben-Land

Basel 1858